

Zur Digest-Version: „Von Liebe und Lust“

In jeder Ausgabe geben wir Texten einen Raum, die nur schwer oder gar nicht mehr zu erhalten sind. Das kann z.B. ein Buch sein, das vergriffen ist, von dem wir aber meinen, dass es uns heute etwas Wichtiges zu sagen hat, und dass es schade wäre, wenn der entsprechende Text nicht gelesen würde. In der vorliegenden Ausgabe haben wir für diese Rubrik „Re-Spekt“ einen Text von Theodor Reik ausgewählt. Es handelt sich in diesem Fall um ein umfangreiches Buch mit dem Titel „Von Liebe und Lust“ und dem Untertitel `Über die Psychoanalyse romantischer und sexueller Emotionen‘.

Theodor Reik hat sich als DER Nichtmediziner im Kreise der Freudschen Schüler einen Namen gemacht. Er sah in der Psychoanalyse mehr als die meisten seiner Schüler-Kollegen eine eigene Wissenschaft; eine Wissenschaft, die nicht am Tropf einer anderen Wissenschaft zu hängen hat. Seine Forschung hat etwas ausgesprochen Frisches. In seinen Beschreibungen zum Prozess des Sich-Verliebens entwirft er eine Dramatik, die uns überzeugt und zwar ohne dass die `verrückten‘ Übergänge darin auf ein vorgegebenes System von Erklärungen zurückgeführt werden müssen. Das gefällt uns!

Die Entwicklung seines Gedankengangs konnten wir durch eine geschickte Auswahl von Passagen aus seinem Buch leicht nachvollziehbar machen. (Das seit längerem vergriffene Werk umfasste ursprünglich ca. 400 Seiten und wurde hier auf 42 Seiten gekürzt.)

Es war keine Einmischung mit eigenem Text nötig, um ein flüssiges Lesen und Nachentwickeln seiner Gedanken möglich zu machen. Das, so glauben wir, spricht ebenfalls für die Qualität seiner Arbeit.

Von Liebe und Lust

Theodor Reik.

Über die Psychoanalyse romantischer und sexueller Emotionen
(Auszüge aus dem Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main, 1985)

[...] Ursprung und Wesen der Liebe

1

Zunächst möchte ich die Beschaffenheit des Bodens beschreiben, auf dem die kostbare Pflanze der Liebe gedeiht. Ich werde diese Bedingungen - die psychische Bereitschaft - viel stärker hervorheben als die Autoren, die sich vor mir mit diesem Thema beschäftigt haben, weil ich ihre Bedeutung so hoch einschätze. Die Psychologen scheinen wie die Liebenden selbst zu denken, daß die Liebe die Menschen als etwas Unvermeidliches überkommt, daß sie ein Blitz aus heiterem Himmel ist. Und die Liebenden scheinen anzunehmen, daß dieses Erlebnis die Lösung aller Probleme darstellt. Sie vergessen dabei zu erwähnen, daß es vorher tatsächlich Probleme gab.

Ich will diese Analyse nicht mit dem Wesen der Liebe beginnen, sondern mit einer Untersuchung dessen, was ihrem Erscheinen vorausgeht, so wie ein guter Biograph nicht mit der Geburt seines Helden beginnt, sondern uns zuerst eine Vorstellung davon vermittelt, wer seine Vorfahren waren und welcher Herkunft er ist. Die erste Frage lautet daher: Wer verliebt sich? Und die zweite: Warum verliebt er sich? Die Antwort auf die erste Frage scheint leicht zu sein: jedermann. Die zweite Frage läßt sich scheinbar ebenso leicht beantworten: Weil es einen liebenswerten Menschen gibt. Es scheint nur auf eine günstige Gelegenheit nach dem Schema »Mann trifft Frau« anzukommen.

Aber so leicht ist unsere Neugier nicht befriedigt. Wir wollen wissen, was für eine Art von Mann. Wir wollen seine psychische Einstellung, bevor er der Frau begegnete, kennenlernen. Wir können ebensowenig sagen, daß sich jeder Mann und jede Frau - so unterschiedlich sie auch sein mögen - zu einem bestimmten Zeitpunkt verliebt, wie wir behaupten können, daß jedes Kind notwendigerweise die Masern bekommt. Es muß sich um ein sehr persönliches Erlebnis handeln, das durch verschiedene Faktoren im Innern des Individuums bestimmt wird und das Ergebnis seiner emotionalen Geschichte ist. Wie

jemand liebt und wann und unter welchen besonderen Bedingungen, hängt davon ab, was für eine Art von Mensch er ist, in welcher psychischen Situation er sich befindet und wie stark oder schwach seine einander widersprechenden Neigungen sind. Es gibt keine Liebesgeschichte als solche. Die Liebe ist eine Geschichte innerhalb einer Geschichte.

Aber wie steht es dann mit der Liebe auf den ersten Blick? Deutet nicht allein schon ein Ausdruck wie »sich verknallen« die Plötzlichkeit und Heftigkeit der Leidenschaft an? Wir neigen dazu, uns vorzustellen, daß die Liebe einen Menschen wie ein Schlag trifft oder daß plötzlich eine Falle zuschnappt. Der erste Vergleich ist ebenso falsch wie der zweite. Es gibt keinen Schlag, keinen coup de foudre, wie die Franzosen sagen; auch nicht bei der Liebe auf den ersten Blick. Alles ist vorbereitet. Niemand geht in die Falle. Er oder sie springt vielmehr hinein. Man kann ein Mädchen zu einer Freundin sagen hören: »Ich könnte mich in ihn verlieben, wenn ich wollte.« Was für eine Art von Sichverlieben ist das? Man kann allenfalls sagen, daß ein Mensch nicht fällt, sondern sich fallen läßt. (Der Autor bezieht sich auf die englische Wendung für »sich verlieben« = to fall in love. Anm. des Übers.) Ich spreche hier von den verschiedensten Arten von Liebe, von einer vorübergehenden Verliebtheit bis zur dauerhaften Zuneigung, von einer flüchtigen Neigung bis zur Leidenschaft Romeos für Julia. Ich schließe sogar die Fälle mit ein, in denen sich Menschen verlieben und wieder »entlieben«, als wäre das Ganze eine Art von Gesellschaftsspiel oder gymnastischer Übung.

Der normale Lebensrhythmus schwankt im allgemeinen zwischen einer gewissen Zufriedenheit mit sich selbst und einem leichten Unbehagen, das von der Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeiten herrührt. Wir möchten gern ebenso schön, jung, stark oder klug sein wie andere, die wir kennen. Wir möchten gern so viel erreichen wie sie und sehnen uns nach ähnlichen Vorteilen oder Positionen, nach ebensoviel oder noch mehr Erfolg. Mit sich selbst völlig zufrieden zu sein, ist die Ausnahme und nicht selten nur ein Nebelvorhang, den wir für uns selbst und natürlich für andere produzieren. Irgendwo in diesem Nebel lauern ein Gefühl der Unzufriedenheit mit uns selbst und eine leichte Abneigung gegen uns selbst. Ich behaupte nun, daß eine Steigerung dieses Geistes der Unzufriedenheit eines Menschen besonders anfällig für das »Sichverlieben« macht. Wir können den Grad der Verschlimmerung des Zustandes nicht messen. Er variiert in den einzelnen Fällen. Solche Veränderungen gehen nicht plötzlich vor sich, sondern häufig so allmählich, daß die Freunde und oft die Betroffenen selbst nichts davon bemerken.

Ein Mensch verliebt sich daher, er »fällt in die Liebe«, um nicht in eine noch tiefere Grube zu fallen. Für den, der verliebt ist, steht alles zum besten, aber schlecht geht es dem, der im Begriff ist, sich zu verlieben. Es kommt nicht von ungefähr, daß Faust verzweifelt ist, als er die Vergeblichkeit seiner Versuche erkennt, in die Geheimnisse der Welt einzudringen, bevor er Gretchen begegnet, deren Liebe Jugend und Glück verspricht.

Solche Stimmungen durchlaufen die ganze Skala der Unzufriedenheit von der Dämmerung bis zur Dunkelheit, von dem Wunsch, allem (oft auch sich selbst) zu entfliehen, bis zu echtem Lebensüberdruß. Manchmal hat jemand nur den Wunsch, seine Umgebung zu ändern, denn das Glück ist dort, wo man nicht ist, wie es in dem Schubert-Lied heißt. Ein Schatten ist auf das Ich gefallen, auch in scheinbar ganz unbedeutenden Dingen, denn auch in ihnen ist ein psychischer Mißklang vorhanden, aber das Unbehagen ist tiefer verborgen, auch vor dem eigenen Ich. »Ich mag nicht Joe sein«, sagte ein Patient, kurz bevor er sich verliebte. Man empfindet eine innere Unruhe, ein Mißfallen an sich selbst, ein Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit. All das ist für die Situation charakteristisch.

Man kann nun fragen: Wie kommt es, wenn Liebe einem solchen Zustand der Unzufriedenheit entspringt, daß so viele Menschen, die in diesem Gemütszustand leben, sich nicht verlieben? Meine Antwort lautet, daß Liebe nur eine der Möglichkeiten ist, dieses Unbehagen zu beenden. Der mit sich selbst Unzufriedene kann sich auch »verhassen«. Das heißt, er kann feindselige Gefühle gegen andere hegen, die mit sich selbst zufriedener sind. Er kann die Abneigung gegen sich selbst in Abneigung gegen andere verwandeln. Andere Möglichkeiten versprechen noch mehr Erfolg. Er kann etwas leisten oder erreichen, was seine psychische Notlage beseitigt oder erleichtert und ihn mit neuem Selbstvertrauen und neuer Selbstachtung erfüllt. Dann kann er auch weniger strenge Forderungen an sich selbst stellen. Gerade durch diese Forderungen wird nämlich die Unzufriedenheit innerhalb des eigenen Ichs geschürt. Man mag sich fragen, warum dieser Weg nicht öfter gewählt wird. Es scheint, daß Männer wie Frauen die anderen Lösungen vorziehen. Wir können nur annehmen, daß sie der Stolz daran hindert, die Forderungen zu reduzieren, die sie an sich selbst stellen.

All diese Methoden, die innere Verstimmung zu beseitigen oder zu erleichtern, können mit den verschiedenen therapeutischen Maßnahmen verglichen werden, mit denen man eine spezifische Krankheit behandelt. Wir können den Vergleich sogar noch weiter treiben. Die Liebe hat alle typischen Merkmale einer Erholung von einer unbewußten Niederlage, unter der das Ich leidet.

Oder besser gesagt: Sie ist ein Versuch zu genesen. Die Wiederherstellung der Gesundheit ist das angestrebte, aber nicht immer erreichte Ziel. Eine glückliche Liebe bedeutet, daß die versuchte Kur Erfolg hatte. Eine Zunahme der inneren Unzufriedenheit ist die Gefahr, die droht, und sie zeigt an, daß das Unternehmen gescheitert ist.

Was uns zur Liebe treibt, ist also ein Bemühen, innerer Unzufriedenheit zu entgehen. Sie nimmt die Stelle eines ursprünglichen Strebens nach Selbstvervollkommnung ein und ist mit dem Ehrgeiz verwandt. Zu lieben, erfüllt dieses Streben und wird als Leistung empfunden. Das klingt nicht sehr romantisch, aber wir haben uns vorgenommen, das Wesen der Leidenschaft sachlich zu betrachten. Wir wollen keine Gefühle über Tatsachen, sondern Tatsachen über Gefühle wissen.

2

Ich habe versucht, auf eine allgemeine Weise die emotionale Situation des Menschen zu beschreiben, der ein Liebender sein wird, bevor er es tatsächlich ist. Wir haben gesehen, daß eine Stimmung der Unzufriedenheit, der Unvollständigkeit vorhanden ist, eine Art Sehnsucht oder Einsamkeit, ein Gefühl des Mangels. In den meisten Fällen ist diese Verfassung der Ruhelosigkeit unbewußt, aber manchmal überschreitet sie die Bewußtseinschwelle in Form eines Unbehagens oder einer ständigen Unzufriedenheit oder eines Bewußtseins, erregt zu sein, ohne zu wissen, warum. Man braucht nur ein paar Zentimeter tiefer zu graben, um die Ursache dieser Störung zu finden. Soweit ich es beurteilen kann, kommt sie aus einer einzigen Quelle; aus einer einzigen, weil diese all die verschiedenen Fälle erklärt: Es ist das Unvermögen, den Forderungen zu entsprechen, die wir an uns selbst stellen. Was für Gründe wir auch immer uns selbst oder anderen nennen, es ist dieses Gefühl unserer persönlichen Unzulänglichkeit oder Untüchtigkeit, das den Boden vorbereitet.

Wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, daß wir nur selten mit uns, mit unseren körperlichen und geistigen Qualitäten, mit unseren Leistungen und unserer Stellung im Leben zufrieden sind. Neben dem Menschen, der wir wirklich sind, haben wir im Geiste das Bild des Menschen, der wir sein möchten. Wenn wir genauer hinsehen, erkennen wir auch mit schonungsloser Klarheit, wie weit wir hinter diesem Bild zurückbleiben. Wir nennen dieses Bild das Ichideal. Dieser Ausdruck ist vielleicht passender als der von Freud verwendete Begriff Überich. Ichideal ist weniger abstrakt als Überich, wenn auch beide Wörter zwar nicht dieselben, aber doch ähnliche Nebenbedeutungen haben.

Ich bin auch der Meinung, daß der Begriff Ichideal nicht so leicht mißbraucht werden kann wie der andere.

Wir behandeln dieses Bild unseres idealisierten Ichs nicht immer gleich. Manchmal lehnen wir uns sogar dagegen auf. Aber die meiste Zeit, vor allem in der Jugend, betrachten wir es viele Stunden lang bewundernd und liebevoll, oder wir hüten es als einen sehr kostbaren, geheimen Schatz. Andererseits scheint das Bild uns zu betrachten, mit kalten und oft mißbilligenden Blicken. Nur selten bemerken wir so etwas wie Befriedigung und Anerkennung in seiner Einstellung uns gegenüber. Wir versuchen, eine Ähnlichkeit zwischen ihm und uns zu entdecken, werden aber beinahe immer enttäuscht. Bisweilen machen wir uns vor, daß wir dem Bild gleichen, aber zugleich wissen wir, daß unsere Persönlichkeit der Gestalt, die wir geschaffen haben, nicht entspricht. Dieses fiktive Ich ist nicht das, was wir sind, sondern was wir sein möchten. Jeder von uns hat ein solches Bild entworfen. Es sollte ein Selbstporträt werden, aber es wurde nicht wirklichkeitsgetreu ausgeführt. Wir blickten in den Spiegel, während wir daran arbeiteten, und malten nicht so sehr, was wir sahen, sondern was wir gern in uns gesehen hätten. Tatsächlich mißfiel uns sogar, was wir wirklich sahen, und so malten wir ein schmeichelndes Bild. Es ist nicht nur selbstgemacht, sondern auch nur für den eigenen Gebrauch bestimmt. Unseren Freunden mögen wir es nicht zeigen. Wir halten es geheim. Wir schämen uns, weil es unserem wahren Gesicht so wenig ähnelt.

Das Ichbild ist eine psychische Errungenschaft unserer späten Kindheit, ein Ergebnis unserer zunehmenden Erkenntnis, daß wir nicht sind, was wir gern wären. Selbstverständlich ist diese Einstellung uns selbst gegenüber konditioniert durch die Einstellungen uns gegenüber, die wir an anderen wahrnehmen. Wir lernen früh, uns mit den kritischen Augen zu sehen, mit denen uns Erwachsene betrachten. Kinder spüren früh genug den Gegensatz zwischen dem, was sie tun, und dem, was sie tun sollten. Das Kind möchte sich anpassen, die Forderungen der Mutter erfüllen, aber diese Bereitschaft steht in einem verzweifelten Widerspruch zu seinen kraftvollen Impulsen und Wünschen.

Später kommen natürlich Zeiten, in denen wir unser Ichideal aus den Augen verlieren, ja sogar Zeiten, in denen wir uns gegen es auflehnen und es über Bord werfen möchten. Doch das gelingt nur selten. Es begleitet uns während des größten Teils unseres Lebens und ermahnt uns, seine Ziele zu erreichen - Ziele, die erst allmählich aufgegeben werden, wenn das Alter naht. Wir erkennen dann schließlich, daß seine Ziele vielleicht doch zu hoch gesteckt waren, daß uns nicht mehr genug Zeit bleibt, um alle Schulden zu begleichen, und wir resignieren. Die Persönlichkeit jedes Individuums wird bestimmt von

seinen tatsächlichen Eigenschaften, seinem Ichideal und seiner Einstellung zur Diskrepanz zwischen den beiden. Wenn man alle Ichideale der Menschen sammeln könnte, würde man wissen, was die Menschheit gern sein möchte. Man hätte eine vollständige »Ideologie« des Menschen. Könnte man in einer großen Schau alle Anstrengungen der Menschenrasse beobachten, das Ichideal zu erreichen, das so nah ist und doch so fern, so würde man den ewigen Kampf um Anerkennung und Erfüllung, die Siege und die Niederlagen der Sterblichen überblicken.

Keine Phantasie ist nur phantastisch. Kein Vorstellungsvermögen kann Bilder aus dem Leeren erzeugen. Ein Kind der Phantasie hat Eltern in der Wirklichkeit. Ein Phantasiewesen wie die Sphinx besteht aus dem Körper einer Löwin oder eines Löwen und dem Kopf eines Mannes. Die phantasievollsten Bilder der griechischen und indischen Mythologie sind aus verschiedenen Stücken des wirklichen Lebens zusammengesetzt. Dieses Bild-Ich, das Ichideal, hat ebenso seine Vorbilder in der Wirklichkeit. Wir sehen die Beispiele unserer Eltern und Lehrer, der repräsentativen Männer und Frauen, die wir später bewundern. Aber wichtiger als sie sind in diesen entscheidenden Jahren, in denen das Ichideal geformt wird, die Vorbilder, die man uns vor Augen hält: die Vorzüge und Tugenden anderer Kinder, der Geschwister, der Spielkameraden und Freunde, der Helden in Büchern oder Filmen. Wir betrachten sie mit widerwilliger Bewunderung und mit Neid, denn so hohen Maßstäben konnten wir nie gerecht werden. Im Vergleich mit ihnen werden wir uns unserer Unzulänglichkeiten schmerzlich bewußt. Später treten andere Gestalten an ihre Stelle und werden zu Beispielen für Leistungen, die wir vollbringen, für gute Eigenschaften, die wir besitzen möchten.

Ich nenne diese der Wirklichkeit entnommenen Vorbilder Ichmodelle, weil sie einen starken Einfluß auf unsere jugendliche Persönlichkeit ausüben. Die Eindrücke, die das Ich, das zu schwach ist, sich so mächtigen Einflüssen zu widersetzen, unbewußt von ihnen bewahrt, liefern das Material für das Ichideal, das wir in uns aufbauen. Alle diese Bilder werden unsterblich gemacht in der einen riesenhaften Gestalt, die wir verehren. Einige der Ichmodelle werden ungeachtet der späteren Entwicklung unbewußt unversehrt erhalten wie alte Bauwerke, die in demselben Boden freigelegt werden, auf dem neue Häuser errichtet wurden. Sie haben tatsächlich einen unauslöschlichen Charakter. Was wir in der späten Kindheit und in der Adoleszenz bewunderten und erstrebten, bleibt für unser ganzes Leben wichtig.

Die Persönlichkeiten, die den Kern dieser Ichmodelle bilden, leben, während das Ichmodell selbst ein seltsames Produkt aus Wirklichkeit und Phantasie,

Tatsachen und Erdichtung ist. Die Eigenschaften lebender Menschen erscheinen darin stark übertrieben, ihre negativen Seiten werden ignoriert oder vernachlässigt, ihre Leistungen überschätzt. Man sieht hier gleichsam den Beginn der Idealisierung, die wir später mit einem Liebesobjekt vornehmen. Die Ichmodelle, diese Zwischenformen von Wahrheit und Tagträumen, können mit den Helden und Heldinnen der Erzählungen und Dramen verglichen werden, bei denen die Wirklichkeiten und Möglichkeiten lebender Vorbilder miteinander verschmelzen. Das heranwachsende Mädchen stellt sich vor, daß es sehr schön, anmutig und gütig, der junge, daß er stark, tapfer und heldenmütig sein wird - so wie die erwählten Vorbilder. Die Gestalten in diesen Tagträumen sind gewiß nicht identisch mit wirklichen fremden Personen, aber sie sind auch nicht identisch mit dem Träumer (der Träumerin), so wie er (oder sie) ist. Sie sind sein oder ihr Wunsch-Ich.

Die von den Psychoanalytikern allgemein akzeptierte Narzißmus-Theorie behauptet, daß jeder ursprünglich in sich selbst verliebt sei. Damit wäre die Schaffung eines Ichmodells eine psychologische Unmöglichkeit. Es spiegelt den Menschen ja nicht, wie er ist, sondern wie er sein möchte. Diese Phantasie entspringt aber nicht einer überströmenden Selbstliebe, sondern einer Unzufriedenheit mit sich selbst, und sie stellt einen Versuch dar, dieses unbehagliche Gefühl mit den Mitteln zu besänftigen, welche die Vorstellungskraft bietet.

Das Ichmodell ist eine Erweiterung des Tagträumers. Es ist die Gestalt, die er sich wünscht, der Vorläufer des Ichideals. Die Grenzen zwischen diesen beiden Darstellungen sind zunächst fließend. Das Ichmodell eines Jungen kann ein Baseball-Champion sein, das eines Mädchens ein Filmstar. Der Junge wird zum Baseballfanatiker, das Mädchen schwärmt für die Schauspielerin. Statt des Filmstars kann es auch eine Lehrerin oder ein älteres Mädchen sein. Hier sind die Wurzeln der kindlichen Liebe, die vor der Jugendliebe kommt. Die Fortsetzung des Ichmodells, das aus lebenden Menschen geformt wird, ist das Ichideal, das über die Wirklichkeit erhoben wird und mehr oder weniger vom wirklichen Leben abweicht. Später gibt es zahllose Übergänge von einem Typ zum anderen.

Das folgende ist ein repräsentatives Beispiel für die Entstehung eines Ichmodells in der frühen Kindheit. In der Analyse erinnerte sich ein Mann, daß er vom Alter von sechs Jahren an einen etwas älteren Vetter, der eine Kadettenschule besuchte, als Vorbild hatte. Seine Mutter und seine Tante rühmten den abwesenden Vetter, Louis, als Verkörperung aller Tugenden und guten Manieren. Er wurde als ruhiger Junge geschildert, der seinen Eltern und Vor-

gesetzten stets gehorchte und deren volle Billigung fand. Der Jüngere hörte diese begeisterten Berichte und begann seine Tagträume um den bewundernden Vetter zu spinnen. Er war kleiner als Louis, schüchtern und zart gebaut, während sein Ichmodell kräftig und selbstsicher war. Er wurde oft getadelt, während man Louis mit vielen Worten lobte.

Diese Glorifizierung des Veters ließ ihn als ein Wesen erscheinen, dessen hervorragende Eigenschaften und Leistungen in und außerhalb der Schule unerreichbar waren. Die Tagträume entwickelten sich in einer seltsamen Richtung. Der Jüngere verbrachte viel Zeit damit, sich vorzustellen, was Louis tat, was für Dinge er zu jeder Stunde des Tages vollbrachte. In dem Wunsch, die Beschäftigungen des unbekanntenen Freundes zu beobachten, begann der kleine Junge, sich einen anderen Jungen auszudenken, den er William nannte. Er machte William zu Louis' Freund, zwar jünger als dieser und mit ihm nicht zu vergleichen, aber doch seiner Freundschaft würdig. William besuchte in der Vorstellung des jungen eine ähnliche militärische Erziehungsanstalt und suchte manchmal Louis auf. Er war im Dienst, in der Schule und beim Spiel mit ihm zusammen. Nach und nach schien William mit Louis zu wetteifern, aber er tat es auf bescheidene Weise und war zuletzt immer der Unterlegene. Dieser eigentümliche Tagtraum änderte sich mit den Jahren nur wenig. Später dauerten Williams Besuche bei Louis länger, William wurde mit größeren Gaben ausgestattet und nahm an Bedeutung zu. Er reichte sozusagen näher an Louis heran, und allmählich begann er, sich dem älteren jungen gegenüber zu behaupten.

Man kann in diesem Bericht erkennen, wie aus dem Ichmodell ein Ichideal wird, wie sich ein Beispiel, das man dem bewundernden jungen ständig vor Augen hält, in ein aus der Ferne verehrtes Liebesobjekt verwandelt. Louis, ein Junge aus Fleisch und Blut, wird beinahe ein »Superjunge«. Die Erfindung der Figur Williams, der einen auf eine höhere Ebene transponierten Doppelgänger des Tagträumers darstellt, kennzeichnet den Wunsch, dem verehrten Objekt nahe zu sein. Der junge stellt sich mit seinem geringen Selbstvertrauen nicht vor, daß er selbst dieses höhere Wesen besuchen könnte; er ist zu schüchtern, um das auch nur in der Phantasie zu versuchen. Er denkt sich daher gleichsam einen besseren Stellvertreter aus, ein verbessertes Ich. In dieser neuen Gestalt wagt er, sich als Freund und Kamerad des verehrten Louis zu sehen. William wird dann immer bedeutender, er bekommt sogar einen Platz in der Nähe des Helden des Tagträumers zugewiesen. Es ist klar, daß die Liebe zu Louis ihren Gipfel überschritten hat.

Wir haben hier die Entwicklung von der Bewunderung eines lebenden Objekts bis zu seiner Einsetzung als Ichmodell verfolgt. Louis blieb lange ein Liebesobjekt, das aus der Ferne angebetet wurde wie ein Stern und ebenso unerreichbar war. Der Trend zurück zum Leben wird schon durch die Erfindung Williams angedeutet, der einem durchschnittlichen Jungen viel näher kommt als der makellose Louis. Dieser veränderte »Zwischencharakter« enthüllt auch einige der Tendenzen, die sich hinter der Verehrung des Ideals verbergen - ein konkurrierender Ehrgeiz, ein Hang zur Nacheiferung. William, das »Double«, wird in den späteren Phasen der Phantasievorstellungen mehr und mehr zu einem Rivalen von Louis. Wenn man die hier skizzierte Entwicklung umkehrt, lassen sich einige wichtige Lücken ausfüllen. Es muß in der anfänglichen Bewunderung ein gewisser Groll enthalten gewesen sein, eine Spur von Neid oder Eifersucht, bevor Louis idealisiert wurde. Einige Jahre später lernte der Tagträumer seinen Vetter tatsächlich kennen. Die beiden jungen spielten zusammen, und Louis, der nicht nur älter, sondern auch klüger war als der andere, versäumte keine Gelegenheit, seinen Bewunderer zu übertrumpfen. Eine gewisse Kälte machte sich in ihrer Beziehung bemerkbar. Es gab Streit. Die Zuneigung war verschwunden. Louis wurde sogar zu einem Objekt der Feindseligkeit. Fälle wie dieser sind psychologisch gesehen in mehr als einer Hinsicht lehrreich. Sie gewähren nicht nur Einblick in die Bildung des Ichmodells und Ichideals, sondern auch in die Entstehung der Liebe.

Warum beschäftige ich mich so lange mit der Bildung des Ichideals? Weil von diesem Phantom aus zwei getrennte Linien direkt zum Kern unseres Problems führen. Die erste zeigt die Ursache der Mißstimmung oder des Unbehagens, die, wie ich schon sagte, unbewußt der Liebe vorausgehen. In allen Fällen hat dieses Unbehagen den Charakter einer Unzufriedenheit mit sich selbst. Wir können nun sagen: Es gründet sich auf die Erkenntnis, daß wir unserem Ichideal nicht gerecht werden und von der Erfüllung unserer Wünsche weit entfernt sind.

Die Stimmung, die sich aus dieser Enttäuschung ergibt, versetzt einen - sofern sie nicht allzu verzweifelt ist - mehr als alles andere in die Bereitschaft, sich zu verlieben. Liebe ist ein Ersatz für einen anderen Wunsch, für das Streben nach Selbsterfüllung, für den vergeblichen Drang, das eigene Ichideal zu erreichen. Die Nichtverwirklichung dieses Strebens macht die Liebe möglich, aber sie macht die Liebe auch notwendig, denn die Spannung innerhalb des Ichs steigt. Die Erreichung des Ichideals würde einen selbstzufrieden und selbstgenügsam machen und die innere Not beseitigen. Wenn wir diese hartnäckige

Stimme in uns für immer zum Schweigen bringen könnten, würden wir vielleicht ein Leben ohne Liebe, aber ein glückliches Leben führen. Das ist jedoch für kultivierte Menschen kaum möglich. Daher ist die Liebe in Wirklichkeit das Zweitbeste, eine Entschädigung.dafür, daß wir das Ichideal nicht erreichen. Aber sie ist keine Selbstliebe nach der Narzißmus-Theorie. Tatsächlich kommt sie dem Selbsthass näher. Sie ist Liebe zum Ichideal, das in der eigenen Person nie erreicht werden wird.

Die zweite Linie führt zum Übergang vom Ichideal zum geliebten Menschen. Das Ichideal tritt von der Bühne der Phantasie ab, sobald das Liebesobjekt auftritt, so wie ein Wachtposten von einem anderen abgelöst wird. Wie wir nun wissen, war dieses Phantom-Ich nicht nur reine Phantasie. Stücke des Vorbilds wurden von lebenden Personen genommen, die zu Ichmodellen wurden. Unter gewissen psychologischen Voraussetzungen kann die Entwicklung auch umgekehrt verlaufen. Das Phantom-Ich, dieses zweite Ich, kann wieder lebendig werden. Das Liebesobjekt nimmt dann den Platz ein, den in unserer Seele das Ichideal ausfüllte. Mit anderen Worten: Lieben heißt, das Ichideal gegen ein äußeres Objekt eintauschen, gegen einen Menschen, der alle Eigenschaften in sich vereint, die wir einmal selbst zu besitzen wünschten. Der unbewußte Prozeß, durch den das vor sich geht, ist seinem Wesen nach eine Projektion. Wie man ein Bild auf eine Leinwand oder eine reflektierende Fläche werfen (projizieren) kann, so kann man das eigene Idealbild auf eine andere Person projizieren. Dieser Prozeß erleichtert den psychischen Druck, indem die Last von den eigenen Schultern abgeworfen wird. Projektion bedeutet allgemein eine Erleichterung psychischer Bedrängnis, was wir in vielen, ganz verschiedenen Fällen beobachten können. Der Asket in der Wüste fühlt sich nicht mehr verantwortlich für die sexuellen Versuchungen, die ihn quälen. Eine äußere Kraft, der Teufel, der Böse ist es, der ihn mit wollüstigen Visionen heimsucht. Es handelt sich nicht mehr um einen Konflikt in seinem Inneren. Er ringt mit Satan. Das ist die wohlthätige Wirkung der Projektion.

Doch es ist erstaunlich, wie selten die Menschen gewillt sind, ihre inneren Forderungen zu mäßigen, wie sehr sie auf Leistung bestehen. Es scheint, daß wir ein zwingendes Bedürfnis haben, die geheimen Leistungsansprüche zu erfüllen, die wir von der Kindheit an in uns tragen.

[...]

Das erste Liebesobjekt ist somit ein glorifiziertes Ich, das Phantom-Ich, das wir uns in unseren Tagträumen vorstellen. Das zweite ist die Verkörperung dieses ersehnten Bildes in einem wirklichen Menschen. Das Ichideal wurde mit Hilfe äußerer Einflüsse aufgebaut und durch lebende Personen stimuliert. Es ist

eine Rückkehr auf Umwegen zu dem alten Vorbild, wenn nun das Original des Ichideals in der äußeren Welt, im Liebesobjekt, gesucht und gefunden wird. Das neue Ideal ist, streng genommen, nur die Erneuerung des alten in anderer Form.

Hier stehen wir nun vor einer neuen Schwierigkeit. Wenn wir uns versuchsweise an diese Auffassung halten, finden wir keinen Platz für die stärkste Form der Liebe: die zwischen den Geschlechtern. Man nennt den geliebten Menschen zwar das bessere Ich, aber kann es sein, daß auch bei dieser Art von Liebe - der wichtigsten für die Gesellschaft und die Kultur - die Emotion ein Ersatz für den Wunsch ist, dem Ichideal zu entsprechen? Ist auch diese Liebe nur das Zweitbeste? Ja, ich glaube, daß die hier skizzierte Auffassung auch in diesem Falle gilt. Sie wird natürlich modifiziert und durch den starken Faktor der Sexualität komplizierter.

Noch eine andere Frage muß hier gestellt werden: Warum wählen wir nicht den natürlichsten Weg, wenn wir dieses innere Unbehagen verspüren, das von der Nichterfüllung unseres verborgenen Ichideals herrührt? Warum werden wir nicht bescheidener oder toleranter uns selbst gegenüber? Auf diese Frage werde ich später eine Antwort geben. Ich habe die Tatsache hervorgehoben, daß die geliebte Person ein Ersatz für das Ichideal ist. Zwei Menschen, die einander lieben, tauschen ihre Ichideale aus. Daß sie einander lieben, bedeutet, daß jeder sein eigenes Ideal im anderen liebt. Ohne dieses Phantom gäbe es keine Liebe auf der Welt. Wir verlieben uns, weil wir das (Ideal-)Bild nicht erreichen können, das unser besseres Ich und das Beste von uns ist. Aus dieser Auffassung geht hervor, daß die Liebe selbst nur auf einem gewissen kulturellen Niveau oder nachdem ein gewisses Stadium in der Persönlichkeitsentwicklung erreicht wurde, möglich ist. Allein die Schaffung eines Ichideals kennzeichnet schon den menschlichen Fortschritt. Wo Menschen voll und ganz mit ihrem eigenen Ich zufrieden sind, ist Liebe unmöglich. Die Übertragung des Ichideals auf einen anderen Menschen ist der charakteristischste Zug der Liebe. Die Entwicklung beginnt also mit einem Streben nach Selbstvervollkommnung, das frustriert wird. Sie endet damit, daß wir die Vollkommenheit, die wir selbst nicht erreichen konnten, in diesem zweiten Ich finden. Das Liebesobjekt wird zum Inhaber aller Werte. Das Bild wird Fleisch in der geliebten Person. Waren wir zuvor Sklaven im harten Dienst eines Ideals, so sind wir nun einem wirklichen Menschen verfallen.

Gibt es nicht noch eine andere Veränderung, wenn wir einen Menschen an die Stelle des unerreichbaren Ichideals setzen? Dieses Ideal war ein Phantom, und das Liebesobjekt ist ein wirklicher, lebendiger Mensch. Aber ist das wirk-

lich so? Nein. Auch das Liebesobjekt ist weitgehend ein Phantom, ein Haken, an den wir alle Selbstillusionen hängen, die zu erfüllen wir uns sehnten. Die lebendige Person ist sozusagen nur der Stoff, aus dem wir eine Phantasiefigur schaffen, wie der Bildhauer eine Statue aus dem Stein meißelt.

Während ich diese Zeilen schreibe, hat jemand im Zimmer nebenan das Radio eingeschaltet. Ich höre eine nicht unangenehme Tenorstimme einen neuen Schlager singen: »Ich werde nie wissen, warum ich dich liebe.« Wenn der Sänger mit einer vorläufigen Antwort zufrieden wäre, könnten sie wir ihm geben. Er liebt sie so, weil sie seinem geheimen Ichideal entspricht.

[...]

3

Wir haben schließlich den Augenblick erreicht, in dem ein Mensch seinem künftigen Liebesobjekt begegnet. Um jemanden zu lieben, müssen wir ihn bewundern. Wir brauchen nicht einmal zu wissen, daß wir ihn bewundern. Es genügt, daß wir uns angezogen und fasziniert fühlen. Es scheint jedoch, daß Bewunderung ein notwendiges Gefühl der beginnenden Liebe ist. Ich behaupte selbstverständlich nicht, daß Bewunderung zu Liebe führen muß, sondern nur, daß sie eine absolut unerläßliche Voraussetzung ist. Aber ist das nicht offensichtlich? Zweifellos. Warum wird es eigens erwähnt, wenn es doch auf der Hand liegt? Weil Dinge, die man für selbstverständlich erklärt, selten sorgfältig untersucht werden. Das Offensichtliche ist ein ausgezeichnetes Versteck für Dinge, die im Verborgenen bleiben möchten. Und was für eine Art von Bewunderung ist das eigentlich? Sicherlich keine kühle, leidenschaftslose, unpersönliche Wertschätzung. Sie hat einen entschieden anderen Charakter, sie kommt dem Kern der eigenen Persönlichkeit viel näher. Sie bringt eine Saite im eigenen Innern zum Klingen, rührt etwas auf, macht einen ruhelos oder sehnsüchtig. Sie läßt gewisse dunkle Wünsche erwachen, stellt geheimnisvolle Forderungen. Sie hat etwas von einer Herausforderung an sich.

Es ist die Art von Bewunderung, die macht, daß man sich klein und minderwertig vorkommt, unwürdig im Vergleich mit dem Liebesobjekt. Gleichzeitig regt sie den Wunsch an, wie das Liebesobjekt zu sein oder von ihm Besitz zu ergreifen - entweder mit ähnlichen Eigenschaften ausgestattet zu sein oder eine solche Persönlichkeit zu besitzen. Sie ist nicht Hochachtung oder irgendeine andere Form von Wertschätzung. Sie hat etwas Herausforderndes, sagte ich, ja sogar etwas Erschreckendes. Sie ist nicht nur erregend, sondern auch inspirierend; nicht nur inspirierend, sondern auch irritierend. Mit anderen Worten, wir bewundern auf diese Weise nur jemanden, dem wir gleichen

oder den wir besitzen möchten. Das sind nicht zufällige oder sekundäre Züge dieser Bewunderung, sondern ihre wesentlichen Merkmale.

Diese Beschreibung drückt die positive Seite der Art von Bewunderung aus, die ich meine. Wo ist die negative Seite? Sie wird sichtbar, wenn man bedenkt, daß wir die bewunderte Person sein oder ihre Eigenschaften oder persönlichen Vorzüge besitzen möchten; wenn man bedenkt, daß wir uns, verglichen mit dem Liebesobjekt, minderwertig fühlen. In alledem steckt etwas Begehrliches. Die Bewunderung hat etwas Besitzergreifendes oder Gieriges an sich und zugleich auch etwas Ablehnendes, Widerstrebendes, ja sogar Mißgünstiges. Folgt man diesem Faden bis in den Bereich der unbewußten Prozesse, so findet man dort ein Gefühl, das sonst Neid oder Eifersucht genannt wird. *Mit anderen Worten, die Kehrseite oder die falsche Seite dieser Bewunderung für das Liebesobjekt ist Neid.*

Ich möchte diesen Gegenstand ausführlicher behandeln, der der erste wichtige Teil meiner neuen Auffassung ist, um alle Mißverständnisse und Fehldeutungen zu vermeiden. Ist Neid notwendigerweise mit Bewunderung verbunden? Gewiß nicht. Er ist es nur bei dieser besonderen Form, die einem den Wunsch eingibt, wie das Objekt zu sein oder es zu besitzen. Aber nur diese Art führt später zur Entwicklung der Liebe. Was bedeutet das und warum muß es so sein? Sagten wir nicht, daß der Mensch mit sich selbst unzufrieden ist, seine Unzulänglichkeiten schmerzhaft spürt, nicht sein kann, was er sein möchte, oder nicht leisten kann, was er leisten möchte? In dieser Verfassung begegnet er einer Persönlichkeit, die die Verkörperung all dessen ist, was er zu sein und zu erreichen wünscht. Sie hat so viel; oft scheint es, daß sie alles hat. Wie sollte seine Bewunderung nicht einen mißgünstigen, unfreiwilligen ablehnenden Beigeschmack haben? Kann sie ganz frei von Neid sein? Er wäre kein Mensch, wenn er anders fühlte. Er wäre vielmehr ein Ausstellungsstück für ein naturkundliches Museum, eine bemerkenswerte Ausnahme von der Spezies Mensch. So ist unsere Natur im Grunde beschaffen.

Dies ist die einzige Art von Bewunderung, die unsichtbar und untrennbar von Neid begleitet ist. Andere Arten sind zumindest relativ frei von dieser mächtigen unterirdischen Komponente. Respekt und Hochschätzung für diese oder jene Eigenschaft oder Begabung bei einem anderen Menschen braucht nicht mit Neid verbunden zu sein. Teilweise fehlt der Bewunderung oft diese Beimischung. Es ist durchaus möglich, an jemandem diesen oder jenen Vorzug zu bewundern, ohne den leidenschaftlichen Wunsch zu hegen, dieser Mensch zu sein. Ich kann, zum Beispiel, das Können eines Tennis-Champions bewundern, ohne den dringenden Wunsch zu verspüren, selbst einer zu sein.

Andererseits kann ich den Wunsch haben, gut Tennis zu spielen, ohne er sein zu wollen. Ich bewundere ihn, aber meine Bewunderung beschränkt sich auf ein bestimmtes Gebiet. Ich wünsche mir nicht, der Tennis-Champion zu sein, und ich bin auf ihn als Persönlichkeit nicht neidisch oder eifersüchtig. Selbst glühende Bewunderung braucht nicht unbewußten Neid zur Folge zu haben. Ich kann mich für die Sinfonien Beethovens begeistern und mir in meinen Tagträumen leidenschaftlich wünschen, ein Künstler wie er zu sein und die fünfte oder die siebente Sinfonie komponiert zu haben. Nichtsdestoweniger möchte ich nicht Beethoven sein oder sein heftiges Temperament und sein menschenfeindliches Naturell haben. Ich würde mein Leben nicht gegen sein tragisches Schicksal tauschen wollen. Ich möchte nur seinen göttlichen Genius haben, nicht seine Persönlichkeit. In diesem Falle ist meine Bewunderung beschränkt, so wie es mein unbewußter Neid oder meine unbewußte Eifersucht wäre, wenn sie geweckt würde.

Die Bewunderung oder der Neid als psychologische Voraussetzung des Liebens, als unbewußte *conditio sine qua non* der Entwicklung der Liebe, hat zwei bedeutsame Eigenschaften. Sie, beziehungsweise er, richtet sich auf die gesamte Persönlichkeit, auf alle Gaben des Liebesobjekts, und führt zu dem Wunsch, entweder wie dieser Mensch oder selbst dieser Mensch zu sein. Nur diese rückhaltlose und uneingeschränkte Bewunderung ruft die besondere Art von Neid hervor, die meiner Ansicht nach die feste, unbewußte Grundlage der Liebe bildet. Eine solche Bewunderung sieht nicht die negativen Seiten eines Menschen, seine Schwächen und Fehler. Diese Eigenschaften stören uns nicht, denn wir sind so sehr von der Überlegenheit des Liebesobjekts fasziniert. Jungen und Mädchen in der Adoleszenz neigen oft dazu, auf solche Weise von einer hervorragenden Leistung oder einem hervorragenden Wesenszug der oder des Angebeteten fasziniert zu sein. Sie sind auf großmütige Weise blind für die negative Seite des Charakters des Objekts. Um eine reife Persönlichkeit mit der beschriebenen Art von Neid zu erfüllen, ist mehr vonnöten.

Natürlich braucht sich auch diese Form unbewußten Neides nicht weiterzuentwickeln oder zur Liebe zu führen. Ich werde bald noch andere psychologische Umstände beschreiben, die für diese bestimmte Entwicklung nötig sind. Aus dem unbewußten Neid muß nicht nur keine Liebe werden, er kann sogar Haß und erbitterte Feindschaft zur Folge haben. Ebenso kann er sich in bewußten Neid und Eifersucht verwandeln, und er kann so empfunden und bewältigt werden. Es ist möglich, daß er mit der Zeit nachläßt und verschwindet, besonders wenn man in anderen eigenen Leistungen und Eigenschaften Trost findet. Ein Trostmeechanismus kann daher helfen, das unangenehme Ge-

fühl zu überwinden, hilflos eine Niederlage zu erleiden. Man lernt diese psychische Dynamik kennen, wenn man auf die Bemerkungen achtet, die Frauen in ihren aufrichtigeren Augenblicken über die überlegenen Eigenschaften ihrer Freundinnen oder Rivalinnen machen. Ihre Worte stimmen unbewußt mit diesem Mechanismus überein. »Ja, sie hat schöne Augen, das stimmt, aber sie hat nicht meine Figur.« Auf diese Weise wird die ewig weibliche Frage: »Was hat sie, was ich nicht habe?« in der Notlage beantwortet, in der die Vorzüge einer anderen Frau anerkannt werden müssen. Durch eine solche Tröstung kann das Ich - und nicht nur bei Frauen - die Neidgefühle überwinden, welche die Schwelle der bewußten Empfindungen zu überschreiten drohen. Die andere Methode, diesen Neid zu bezwingen - die Methode, mit der wir uns hier beschäftigen -, ist die Liebe.

Aber ist nicht der Neid eine bösertige Emotion und die Liebe eine sehr gutartige? Zweifellos. Ich habe auch nicht behauptet, daß Neid ein bewußtes Element der Liebe sei, sondern nur, daß er einer der wichtigsten Faktoren ist, die notwendigerweise der Entstehung der Liebe vorausgehen. Eine Rose wächst aus einem Boden hervor, der mit übelriechendem Mist gedüngt wurde. Duftet sie darum weniger süß? Es ist freilich erstaunlich und überraschend, und es mag für viele unglaublich klingen, daß unsere erste emotionale Annäherung an einen Menschen, den wir lieben werden, eine Art von Neid oder Eifersucht ist. Aber vergessen wir nicht, daß dieses Gefühl völlig unbewußt ist. Und vergessen wir nicht, daß die Liebe, sobald sie einmal geweckt wurde, diese flüchtigen Emotionen des Neides überwindet. Ja gerade ihre Abwesenheit ist dann das wichtigste Merkmal der Liebe. Die Neigung, Besitz zu ergreifen, existiert nicht mehr. In der Liebe gibt es keinen Unterschied zwischen Mein und Dein. Neid ist gerade die Emotion, die dem Geist der Liebe völlig fremd und fern ist. Aber das ist bereits eine Errungenschaft der Zuneigung, und so weit sind wir noch nicht. Wir haben es hier noch mit den unbewußten Motiven zu tun, die der zu diesem Ziel führenden psychischen Entwicklung zugrunde liegen.

Aber warum wählen wir überhaupt das Wort Neid und sagen nicht lieber Nacheiferung? Wenn es nur um Worte ginge, hätte ich gegen den Ausdruck Nacheiferung anstatt Neid nichts einzuwenden. Aber es geht um mehr. Nacheiferung hat andere Bedeutungsinhalte als Neid. Der Ausdruck deutet nicht auf das Bewußtsein hin, dem anderen unterlegen zu sein, und ebensowenig besagt er, daß der andere etwas hat, was einem fehlt und was man begehrt. Er bedeutet nicht, daß einem der andere etwas voraus hat, was irritiert. Es ist richtig, daß er einen viel freundlicheren Klang als Neid hat, aber es ist nicht richtig, daß dieser freundlichere Klang hier auch angebracht ist. Selbst wenn wir ein-

räumen könnten, daß die Emotion der anfänglichen psychischen Spannung zunächst als eine Art von Nacheiferung beginnt, müßten wir hinzufügen, daß sie rasch in Neid ausartet, da es keine Möglichkeit gibt, mit einem Menschen zu wetteifern, den man als sehr überlegen betrachtet. Das Liebesobjekt fordert unbewußt zum Wettbewerb heraus und entmutigt ihn zur gleichen Zeit. Zwischen der zukünftigen Liebe und dem Objekt besteht ein Gegensatz, der noch nicht erwähnt wurde und höchst verwirrender und provozierender Natur ist. Während der Bewunderer unzufrieden mit sich selbst, voller Dissonanzen und innerlich hin und her gerissen ist, erscheint ihm das Objekt kühl, beherrscht und zurückhaltend. Die Anziehungskraft eines solchen Menschen, der seinen Schwerpunkt in sich selbst hat, wird vom anderen mit seinem geschwächten Selbstvertrauen sehr stark empfunden. Der Eindruck der Selbstgenügsamkeit ist nicht der geringste der Faktoren, die Neid wecken. Die Gelassenheit und Gemütsruhe, die offenbare Unerschütterlichkeit des Objekts haben eine irritierende Wirkung. Sie erscheinen als das genaue Gegenteil der eigenen Verfassung. Die Gleichgültigkeit und Zurückhaltung einer Frau, ihre Beherrschtheit und Unabhängigkeit, ihre Ruhe und Sicherheit wirken auf einen Mann als Herausforderung. Etwas an ihrer bloßen Existenz und Gleichgültigkeit scheint uns den Zwiespalt in uns selbst noch deutlicher bewußt zu machen. Daß sie so ruhig und nicht aus der Fassung zu bringen ist, scheint uns zu erregen und zu verwirren, es verärgert uns ein wenig, ja beinahe beleidigt es uns, und das ist eine ausgezeichnete Mischung, um die Liebe vorzubereiten. Zwischen Anziehung und Flucht, zwischen dem Wunsch, sie zu bekommen, und dem Wunsch, sie loszuwerden, wächst das Gefühl der eigenen Unvollständigkeit und Ruhelosigkeit. Die Herausforderung wirkt unbewußt. Die Frau scheint etwas Unergründliches an sich zu haben, das den Wunsch weckt, sie besser kennenzulernen. Sie scheint so kühl und gelassen zu sein, so distanziert, so gleichgültig in bezug auf den Eindruck, den sie auf uns macht. Ihre Distanziertheit wird unerträglich ärgerlich und verlockend zugleich. Sie quält und reizt uns, weil sie nicht die gleiche Sehnsucht empfindet wie wir. Wir möchten soviel Gleichmut haben wie sie. Wir begehren ihn und seine Besitzerin. Es ist ein Wunsch, diese Frau zu ergreifen, eine Gier, eine Art von Gefräßigkeit in unserem Neid. Diese Tendenzen arbeiten unbewußt an der Vorbereitung der Liebe, ähnlich wie Enzyme, diese Katalysatoren, ohne die Leben unmöglich wäre. Ihr Vorhandensein ist eine notwendige Bedingung für das Sichverlieben.

Wir sehen nun deutlicher die Verbindungsfäden, die Beweise für die Behauptung, daß uns die verborgene Unzufriedenheit mit uns selbst besonders

empfindlich und geneigt macht, Neid oder Eifersucht zu fühlen, wenn wir jemandem begegnen, der die uns fehlenden Eigenschaften besitzt und so zufrieden und beherrscht zu sein scheint. Dieses Objekt ist noch kein Ersatz für das Ichideal, aber es kann später einer werden, wenn Liebe an die Stelle des Neides und der mißgünstigen Bewunderung tritt. Die Beziehung zum beneideten Objekt läßt sich am ehesten mit der vergleichen, die wir in unserer Jugend zu Personen hatten, die wir als Ichmodelle betrachteten. Erinnern wir uns, daß diese Ichmodelle manchmal wirklich unsere Liebesobjekte wurden, sofern sie sich nicht in Gegenstände unseres Hasses verwandelten. Wir erkennen hier, daß unsere psychische Annäherung an das zukünftige Liebesobjekt einer Rückkehr, einer Regression zu den Gefühlen gleichkommt, die wir als Kinder für unsere Ichmodelle hegten. Schon damals war die Natur dieser Gefühle nicht so einfach, wie es den Anschein hatte. Schon damals ging Neid unserer Zuneigung voraus. Jetzt erkennen wir, daß wir auf einem schon ausgetretenen Pfad gehen. Vergessen wir nicht, daß auch damals unsere Unzufriedenheit auf den Vergleich der eigenen Person mit anderen zurückging. Warum sind wir nicht ebenso schön, klug, selbstsicher und beliebt? Oder um es in Form eines Wunsches auszudrücken: Wären wir doch ebenso begabt, schön, tapfer und begünstigt!

Wir stellen ohne Erstaunen fest, daß Neid und Eifersucht starke Emotionen sind. Was uns erstaunt, ist, daß sie sich als geheime Vorläufer der Liebe entpuppen. Es überrascht uns, daß Neid und eine bestimmte Art von Bewunderung nur zwei Seiten desselben psychischen Phänomens sind, wobei der Neid die Kehrseite darstellt. Wir sind erstaunt, weil uns seine Existenz und Wirkung in diesem Zusammenhang nicht bewußt war. Wenn aber der Neid eines der nötigen vorbereitenden Elemente für die Liebe ist, wäre es dann nicht richtig, daraus zu folgern, daß Menschen, die nicht imstande sind, andere zu beneiden, auch nicht lieben können? Allerdings. Wir kommen auf diese seltsamen Fälle noch zu sprechen.

So haben wir nun der unbewußten Unzufriedenheit in uns eine weitere Voraussetzung der Liebe hinzugefügt, die bei der Begegnung mit dem zukünftigen Liebesobjekt in Erscheinung tritt, nämlich die Existenz und Wirkung verdrängten Neides. Mit anderen Worten deutlicher ausgedrückt: die anfängliche Bewunderung für das Objekt schloß den Wunsch ein, dieses Objekt zu sein oder zu haben, mit ihm den Platz zu tauschen. Nicht nur die vorzüglichen Eigenschaften des anderen Menschen - ob sie tatsächlich vorhanden sind oder ob wir sie uns nur einbilden, ist dabei gleichgültig - lösen diesen Wunsch aus, sondern auch unsere Erkenntnis, daß wir selbst diese Eigenschaften nicht be-

sitzen. In diesem Wunsch, die eigene Persönlichkeit gegen die des anderen auszutauschen, wird schon, wenn auch in einem schwachen Licht und kaum erkenntlich, ein wesentlicher Wunsch sichtbar, den man später, wenn Liebe an die Stelle des Neides getreten ist, als erfüllt empfindet: der Wunsch, mit dem geliebten Menschen eins zu sein, mit ihm zu einem einzigen Wesen zu verschmelzen.

Diese neue Auffassung von der Liebe hat weitreichende Folgen. Wenn ich sage, daß ich meine Frau liebe, muß sie eine Kombination von Eigenschaften an sich gehabt haben, um die ich sie beneidete oder auf die ich eifersüchtig war: ihre Hübschheit, ihr entschlossenes Auftreten, ihre guten Umgangsformen, ihr Charme, ihr freundliches Wesen - lauter Eigenschaften, die mir leider fehlen. Andererseits bedeutet die Tatsache, daß meine Frau mich liebt, daß ich Gaben oder Eigenschaften besessen haben muß, um die sie mich einmal beneidete, so sonderbar und geheimnisvoll es mir auch vorkommt, daß ich solche beneidenswerten Eigenschaften haben soll. Wenn diese Auffassung richtig ist, so ist unbewußter Neid ein unvermeidlicher Vorläufer jeder Art von Liebe. Es ist leicht zu verstehen, daß das Tier auf die Schöne neidisch war. Es ist weniger verständlich, muß sich aber so verhalten haben, daß auch die Schöne auf das Tier neidisch war.

Die Liebe scheint nun in ihren ersten Phasen mehr und mehr einem Eisberg vergleichbar zu sein, von dem nur ein kleiner Teil aus dem Wasser ragt, während der größere, das Gleichgewicht haltende Teil nicht sichtbar ist.

Es führt ein langer Weg von unbewußten Neidgefühlen und von verdrängter Eifersucht zu Liebe und Zärtlichkeit. Alles ist in Nebel gehüllt, und wir wissen nicht, wo wir weitergehen sollen. Die Entdeckung, daß es verborgene Neidgefühle geben muß, bevor sich Liebe entwickeln kann, ist so überraschend, daß wir das Recht auf eine kleine Atempause haben.

4 [...]

5

Soviel ich weiß, hat seit Platon kein Philosoph oder Psychoanalytiker erkannt, daß die Liebe janusköpfig ist, daß das eine ihrer Gesichter die Züge leidenschaftlicher Bewunderung trägt, während das andere das eines grünäugigen Ungeheuers ist. Wir müssen uns auf unsere eigenen Erfahrungen verlassen und sie mit Hilfe des lebendigen Materials verifizieren, das uns durch die unbewußten Prozesse von Männern und Frauen geboten wird.

Bevor wir tiefer in diese Bereiche vordringen, müssen wir aber die besonderen Eigenschaften des Neides untersuchen. Diese Emotion wurde von den Psychologen lange vernachlässigt und erhielt nicht die Aufmerksamkeit, die sie aufgrund ihrer Bedeutung für die menschliche Natur verdient. Sie ist eine der stärksten Leidenschaften in der Kindheit. Wenn sie später im Leben nicht so offen an die Oberfläche tritt, so bedeutet das nicht, daß sie verschwunden sei, sondern nur, daß sie unterdrückt wird.

Es ist eine psychologische Tatsache, daß niemand gern zugibt, daß der Neid einer seiner Charakterzüge ist. Man würde lieber verraten, daß man feindselige, aggressive, niederträchtige oder perverse Gefühle hegt, daß man von dieser oder jener Leidenschaft besessen ist, als daß man voller Neid steckt. Man schämt sich seiner mehr als jeden anderen »Lasters«, das in gesellschaftlicher Hinsicht viel schädlicher sein kann. Es muß einen oder mehrere Gründe für diesen Widerwillen geben, eine menschliche Schwäche einzugestehen, an der wir alle Anteil haben. Mindestens einen dieser Gründe kann man augenblicklich erraten. Wenn wir andere Emotionen oder Leidenschaften zugeben, entblößen wir damit nicht notwendigerweise unser mangelndes Selbstvertrauen, unsere Kleinheit und Bedeutungslosigkeit, unser Gefühl der Minderwertigkeit im Vergleich mit anderen. Wir gestehen andere Schwächen zwar mit verschämter Miene, aber sie müssen nicht als beschämend empfunden werden. Sie bedeuten nicht das Eingeständnis, daß wir uns geringer einschätzen als den Nächsten. Wer aber sagt, daß er von Neid verzehrt wird, sagt auch, daß es ihm an Kraft und Mut fehlt, daß er eine geringe Meinung von sich selbst hat, daß er sich, verglichen mit anderen, unfähig fühlt - oder diesen Anschein erweckt er jedenfalls. Wer grausame oder gemeine Gedanken gesteht, kann sich bis zu einem gewissen Grad seiner Selbstachtung bewahren, auch wenn er solche Gedanken verurteilt. Wer aber seinen Neid gesteht, gibt seinen völligen Mangel an Selbstachtung zu (oder so scheint es). Wenn man gesteht, daß man töten wollte, gesteht man einen Fehler, ein Versagen ein. Gibt man aber zu, wie neidisch man ist, so bekennt man offenbar, daß man seiner eigenen Ansicht nach ein Versager ist. Das eine Geständnis ist erniedrigend, das andere macht einen klein.

Noch andere Eigenschaften sind mit dem Neid verbunden, wenn wir ihn verdrängen und uns seines Vorhandenseins nicht bewußt sind. Der Neid ist scharfsichtig, nicht blind wie die Liebe. Kein Vorteil und keine Leistung seines Objekts entgeht seiner Beobachtung. Nicht die geringste Fähigkeit, kein Anzeichen von Begabung, keine noch so geringfügige Verbesserung der Position bleibt unbemerkt. Und alles wird in der Phantasie vergrößert. Wir können nun

unsere frühere Feststellung umkehren: eine gewisse Art von Bewunderung ist die Kehrseite des Neides. Mit der glühenden Bewunderung, von der wir zuvor sprachen, verhält es sich ebenso: Sie beobachtet alles und übertreibt die kleinste Begabung, die unbedeutendsten Fähigkeiten, die bescheidensten Leistungen ihres Objekts.

Wer beneidet, gibt ausdrücklich zu, daß er den anderen sehr bewundert. Wer immer das beneidete Objekt verflucht, lobt es zugleich mit seiner Beschimpfung. Und hier ist eine weitere Eigenschaft: Neid dieser heftigen Art kann nicht lange unverändert bleiben. Nur zwei Entwicklungen sind für bewußten Neid möglich. Entweder wird er von der betreffenden Person zurückgezogen, die dann zum Gegenstand der Gleichgültigkeit wird, oder er muß zu Haß und Feindseligkeit führen. Wenn der Neid verdrängt wurde, ist nur die zweite Entwicklung möglich, denn unser Unbewußtes kennt die Kategorie der Gleichgültigkeit nicht. Wir assoziieren in unseren Gedanken Neid mit Haß. Einen freundlichen Neid gibt es nicht.

Kann dann aber das Vorstadium jeder Art von Liebe unbewußter Haß oder unbewußte Feindseligkeit sein? So ist es. Es klingt paradox, bis man bedenkt, daß es ein unzufriedenes Ich gibt, das ein beneidetes Objekt braucht, und daß die Feindseligkeit aus diesem Neid entsteht, der vom Objekt Besitz ergreifen möchte. Not schafft Gier. Es ist eine Art von Gier, eine Begehrlichkeit, eine Neigung zum Ergreifen und Besitzen, die unbewußt der Liebe vorausgeht und in ihr stirbt. Das ist die Natur der Bakterien, die diese Krankheit verursachen, das sind die Mikroorganismen, die man nur unter dem Mikroskop des Psychologen sehen kann. Sie waren zuvor nicht sichtbar, und ich muß sie hier zum Zweck der Untersuchung vergrößern. Die unbewußte Feindseligkeit ist bereits ein Symptom, das durch diese unsichtbaren Bazillen hervorgerufen wird, die sich unaufhörlich bewegen und am Werk sind wie die echten.

Neid der beschriebenen Art - dieses emotionale Besitzergreifen - stellt sich hier als der Mikroorganismus dar, der die Infektion verursacht, und unbewußte Feindseligkeit ist das erste Symptom. Gefühle der Aggressivität oder des Hasses zeigen, daß der Bazillus virulent ist und sein Werk im emotionalen System begonnen hat, in das er eingeführt wurde. Wie der Kampf zwischen dem Eindringling und dem Organismus ausgehen wird, hängt wie beim Verlauf einer Infektionskrankheit von vielen Faktoren ab. Verfolgen wir diese Entwicklung in dem besonderen Fall, in dem die Bakterien, nachdem sie am Werk waren, emotional besiegt und absorbiert werden, so sehen wir die Liebe als wunderbares Ergebnis eines Genesungsprozesses und nicht als Krankheit.

Der Vergleich läßt sich noch weiter ausspinnen. Der Infizierte weiß gewöhnlich nicht, daß Bakterien in seinen Körper eingedrungen sind, und er spürt nichts von ihren ersten Wirkungen. Wir wissen, daß es für die verschiedenen Krankheiten unterschiedliche Inkubationszeiten gibt - von wenigen Tagen im Fall der Diphtherie bis zu Monaten und sogar Jahren bei Schlafkrankheit und Lep-
ra. Zu diesen allgemeinen Unterschieden kommen noch individuelle Abweichungen, bei denen die körperliche und sogar die seelische Verfassung eines Menschen eine beträchtliche Rolle spielt. Das eine Kind bekommt die Masern nach acht Tagen, sein Spielgefährte nach vierzehn Tagen.

Wenn man nun die Liebe mit der Genesung von einer durch Neid oder Eifersucht verursachten Infektionskrankheit vergleicht, müssen wir annehmen, daß es vor dem Ausbruch der Krankheit eine Art Inkubationszeit gegeben hat. Liebe auf den ersten Blick scheint dieser Annahme zu widersprechen, aber das kommt vielleicht nur daher, daß die Infektion sehr rasch erfolgte. Die Inkubationszeit zwischen der Berührung mit dem Krankheitserreger und dem Auftreten der ersten Symptome scheint sehr kurz zu sein. Aber solange wir nicht mehr über das Tempo emotionaler Prozesse dieser Art wissen, können wir nicht sagen, warum das Sichverlieben in dem einen Fall so rasch geht und in einem anderen so lange dauert. Die emotionale Verfassung des einzelnen, bevor er sich verliebt, ist einer der entscheidenden Faktoren. Soviel steht fest. Wir haben Haß oder Feindseligkeit mit den ersten Symptomen einer ansteckenden Krankheit verglichen. Symptome dieser Art sind manchmal offensichtlich, aber während der Inkubationszeit nicht immer als solche zu erkennen (z. B. Mattigkeit, Verstimmung, erhöhte Temperatur). In den meisten Fällen werden die anfänglichen Symptome kaum bemerkt. Sie werden zumeist als unerheblich abgetan. Oft sind sie auch gar nicht feststellbar. Die Feindseligkeit gegen das Objekt kann mit diesen nicht wahrnehmbaren ersten Symptomen verglichen werden, weil diese Emotion im allgemeinen unbewußt bleibt. Aber ebenso wie bei den Infektionskrankheiten gibt es auch viele Fälle von Liebe, in denen die ersten Symptome an der Oberfläche erscheinen und nicht übersehen werden können. Manche mögen einwenden, daß solche Anzeichen von Groll oder Feindseligkeit nur Ausdruck eines besonders leidenschaftlichen Charakters und nicht regelrechte Vorläufer der Liebe seien. Aber es verhält sich eher so, daß diese Emotion, die bei den meisten Menschen oft nicht festgestellt werden kann, bei heftigen Charakteren eben auffällt. Die Tatsache, daß die Märchen und Sprichwörter der meisten Völker darauf hinweisen, daß feindselige oder aggressive Gefühle oft die Liebe ankündigen, spricht zugunsten dieser Annahme.

Die Feindseligkeit ist die Vorläuferin jeder Liebe, aber selbstverständlich folgt ihr nicht immer Liebe.

[...]

Selbstverständlich muß sich aus Neid und Feindseligkeit nicht Liebe entwickeln. Es gibt andere Betätigungsfelder für diese verdrängten Emotionen, aber sie sind die unbewußten Voraussetzungen für eine tiefe Zuneigung. Mit anderen Worten, wenn man nicht hassen kann, ist man auch nicht imstande zu lieben. Wenn man nicht beißen kann, kann man nicht küssen. Wenn man nicht verfluchen kann, kann man nicht segnen. Wer kein guter Hasser sein kann, wird ein schlechter Liebhaber sein.

Das Gleichgewicht zwischen diesen Kräften ist sehr heikel, der Übergang von der einen zur andern leicht. Liebe schließt Feindseligkeit nur oberflächlich betrachtet aus. In Wirklichkeit schließt sie sie mit ein. Das Gegenteil der Liebe ist nicht Feindseligkeit, sondern Gleichgültigkeit, und der Übergang von dieser zur Liebe ist schwieriger als der von Widerwillen und Groll. Die Gefahr, sich zu verlieben, ist nicht vorüber, wenn man einen Menschen zu hassen glaubt. Sie kann vorhanden sein, wenn man in einer Frau einen Vamp oder eine Xanthippe sieht - oder wenn man einen Mann in Gedanken einen Schuft oder Schweinehund nennt. Die Gefahr ist vorbei, wenn man einen Mann oder eine Frau auf die Dauer nicht anders sieht, als andere ihn oder sie sehen. Ein Mensch kann attraktiv bleiben als ein wahrer Teufel, aber nicht als bedeutungsloses Mittelmaß. Ich hörte einmal eine Frau sagen: »Wenn ich ihn nicht gerade hasse, liebe ich meinen Mann von Herzen.«

Unsere alte falsche Vorstellung von der Liebe bereitet uns viel Unglück und Kummer, solange wir jung sind. Wir nehmen uns selbst Gefühle vor Groll und Haß übel, die wir manchmal gegen geliebte Menschen hegen. Wir glauben, daß eine solche Emotion nicht das Recht hat, neben unserer starken Zuneigung zu existieren, nicht einmal für die Dauer weniger Minuten. Wir fürchten, daß das Erscheinen eines so unwillkommenen Gastes unsere Gefühle ernsthaft gefährdet. Aber manchmal auf jemanden böse zu sein oder Feindseligkeit gegen ihn zu empfinden, bedeutet keineswegs, daß man diesen Menschen nicht mehr liebt.

Dieser irrige Eindruck entsteht nur durch unsere falsche Vorstellung vor Zuneigung und unsere geheime Einbildung, die uns glauben macht, wir seien mehr als nur schwache Menschen. Wir haben nicht das Recht, uns für Muster an Tugend zu halten, für so edel, daß es in uns neben der Zuneigung keinen Groll und keine Feindschaft geben kann. Wir müssen nicht nur Nachsicht mit den Schwächen anderer haben, sondern auch mit unseren eigenen. Niemand

von uns ist dazu ausersehen, Jesus Christus oder die Heilige Jungfrau zu sein oder zu werden. Gegenüber der eigenen Feindseligkeit, dem eigenen Ärger so intolerant zu sein, verrät eine versteckte Arroganz. Menschen sind keine Engel und am allerwenigsten Friedensengel. Feindseligkeit bleibt die stille, aber aktive Teilhaberin der Liebe. Wenn man dem Problem wirklich auf den Grund geht, stellt man fest, daß es gar nicht so leicht ist, diejenigen, die man liebt, auch zu mögen.

6

Bevor wir weitergehen, sind einige Worte der Warnung und Besinnung angebracht. Sie erscheinen mir ratsam, da wir uns dem Wendepunkt dieser These nähern, aber sie gelten ebenso auch für das Vorausgegangene. Wenn wir von unbewußten Prozessen sprechen, laufen wir immer Gefahr, Eigenschaften und Eigentümlichkeiten unseres bewußten Denkens und Fühlens auf ein gänzlich anderes Gebiet zu übertragen. Wir müssen zwangsläufig Ausdrücke und Wörter gebrauchen, die aus unserem bewußten Leben stammen, wenn wir beschreiben, was in diesem »unterirdischen« Reich geschieht, weil uns keine anderen Wörter zur Verfügung stehen. Es bleibt jedoch ein unbefriedigender Versuch, etwas zu begreifen, was sich unseren Bemühungen beinahe entzieht. Die Bedeutung, die wir den Wörtern geben, ist nur annähernd richtig, so wie eine Übersetzung aus einer anderen Sprache nicht alle Nebenbedeutungen mit übertragen kann, die die Wörter im Original haben.

Der tiefgehende Unterschied zwischen den bewußten und den unbewußten Prozessen, der die Übersetzung so unzulänglich macht, ist immer in Betracht zu ziehen. Wenn ich sage, daß zuerst ein Groll, eine Feindseligkeit gegen das Liebesobjekt vorhanden ist, so müßte ich eigentlich hinzufügen: Wenn wir das, was im Bereich der verdrängten Regungen vorgeht, in die Sprache der bewußten Emotionen übersetzen könnten, würden diese Ausdrücke der Bedeutung des Prozesses am nächsten kommen. Dieses Merkmal des nur »beinahe« Richtigen in der Interpretation rechtfertigt keine falschen oder absurden Übersetzungen. Es gibt nicht so etwas wie eine vollständige Kenntnis der Idiome des Unbewußten, und wer sich der Beherrschung dieser prähistorischen Dialekte rühmt, gleicht einem Menschen, »der in mehreren Sprachen Unsinn reden kann«.

Aber selbst mit dem Eingeständnis, daß die Beschreibung notwendigerweise nur »beinahe« richtig ist, haben wir noch nicht alle unsere Schwächen zugegeben. Wir müßten außerdem noch jedesmal hinzufügen, daß die Existenz und Aktivität eines bestimmten Gedankens oder Impulses gleichzeitig das Vor-

handensein und die Existenz des Entgegengesetzten im unbewußten Prozeß einschließt. Gegensätze schließen einander auf dieser Ebene des primitiven Denkens nicht aus. Es ist so, als könnte ein Wort wie »mit« zugleich auch sein Gegenteil, »ohne«, bedeuten oder als könnte »Ich liebe dich« auch »Ich hasse dich« heißen. Die besprochene unbewußte Feindseligkeit in den Vorstadien der Liebe bedeutet auch schon Anziehung und beginnende Zuneigung. Andere Eigentümlichkeiten der unbewußten Prozesse sollten wir ebenfalls ständig im Auge behalten: zum Beispiel die Leichtigkeit, mit der man von einem Gedanken zu einem anderen übergeht, und die Übertragung ganzer Gedankengänge auf ein scheinbar sehr fern liegendes Gebiet. Man beachte den leichten Übergang von dem Wunsch, wie ein anderer Mensch zu sein, zu dem Wunsch, diesen Menschen zu besitzen, sich seine Begabungen und Eigenschaften einzuverleiben.

Wenn wir unbewußte oder, besser gesagt, verdrängte Gedanken oder Impulse in die Sprache unseres täglichen Lebens übertragen, übertreiben wir ihre Intensität, weil sie nur so wahrnehmbar werden können. Damit will ich nicht sagen, daß wir ihre emotionale Wirksamkeit übertreiben, aber wir vergrößern sie. Die virulentesten Bazillen, mit denen wir die Emotionen des Neides und der Eifersucht in den Anfangsstadien der Zuneigung verglichen, sind unsichtbar und können nur durch ein Mikroskop beobachtet werden. Bei unserer Beschreibung dessen, was unbewußt geschieht, bevor wir lieben, müssen wir ähnliche Vergrößerungsgläser benutzen, um die Entwicklungen in vergrößertem Maßstab zu sehen, weil sie sonst nicht wahrnehmbar wären. Wenn wir das scharfe Glas der Analyse beiseitelegen, verblassen unbewußte Emotionen des Neides, der Eifersucht und Besitzgier zur Bedeutungslosigkeit; aber wie wir von den Bazillen her sehr wohl wissen, sind sie nach wie vor höchst wirksam. Was geschieht mit der inneren Spannung im Menschen, mit den Wellen der Feindseligkeit, die er unbewußt gegen sein Objekt empfindet? Selbstverständlich gibt es eine beinahe instinktive Reaktion, um sich von dem emotionalen Druck zu befreien. Das Ich versucht, das Bild des geliebten / gehaßten Menschen auszutreiben, der ein so willkommen / unwillkommener Eindringling ist und uns stört, ärgert, erregt und irritiert. Das Ich attackiert dieses Bild, es will den Usurpator verjagen, der jeden Gedanken, jede Emotion zu beherrschen und den ganzen inneren Haushalt zu verändern droht. Wir ahnen unklar voraus, daß diese Idee oder dieses Ideal, wenn wir es nicht vertreiben, von allem Besitz ergreifen wird, was wir sind und was wir haben. Es wird unsere Seele totalitär regieren.

Man versucht, den geliebten Menschen auszuschalten, dessen Zurückhaltung nur seine Anziehungskraft erhöht hat. Das Ringen mit dem Objekt ist wie der Kampf gegen einen Dämon im Dunkeln. Was dort in den Tiefen stattfindet, ist ein regelrechter Angriff, der mit viel Kraft und Mut und allen Waffen verletzten Stolzes unternommen wird. Die emotionale Unabhängigkeit des Ichs ist bedroht, und es ist bereit, seine Freiheit mit aller Energie zu verteidigen. Der Angriff dient dazu, dem Objekt seine Überlegenheit zu nehmen, sein Bild zu besudeln, all seine häßlichen Aspekte ans Licht zu bringen und es in den Schmutz zu zerren. Der Kampf tobt im Innern des Menschen, der sich seiner in den meisten Fällen nicht bewußt ist.

Der Eindringling läßt sich jedoch nicht leicht austreiben. Das Bild verteidigt hartnäckig den Boden, den es schon in uns gewonnen hat. Die Vorstellung von seinen vorzüglichen Eigenschaften und Gaben, die unsere Bewunderung und unseren Neid erregen, bleibt unerschüttert. Das Ziel des psychischen Kampfes ist die Beseitigung oder Vernichtung des Objekts in uns. Es muß ausgestoßen oder einverleibt werden, sonst fürchten wir, daß wir unsere Seele nicht mehr unser eigen nennen können. Der wütende Angriff auf das Objekt in uns kann den Charakter einer plötzlichen Revolte haben oder ein harter, lange währender Kampf sein. Er kann die Form einer vollständigen Vernichtung oder eines nie endenden Zweifels am Wert des Objekts annehmen.

Wenn das eingedrungene Bild seine Stellung innerhalb des Ichs noch nicht gefestigt hat, kann der Angriff Erfolg haben. Das Bild wird überwältigt, und Liebe kann sich nicht entwickeln. Im Augenblick fühlt das Ich eine gewisse Erleichterung, so als wäre es von einer dunklen Drohung befreit worden. Dann kehrt die alte Unzufriedenheit zurück, das frühere Unbehagen ist wieder da. Das Ich hat in dem Kampf auf Leben und Tod seine Unabhängigkeit bewahrt, aber das Individuum fühlt sich wieder allein und draußen in der Kälte. Die emotionale Lage ähnelt der, die sich das kleine Mädchen vorstellte, als es einen einzelnen Spatzen im Schnee umherhüpfen sah. Es rief: »Schau dir den armen kleinen Vogel an, Mutter! Er hat keinen Käfig!«

Was geschieht aber sonst, in der Mehrheit der Fälle, in denen der Prozeß nicht mit Gleichgültigkeit oder Abneigung endet, sondern zu Liebe und Zärtlichkeit führt? Das ist sehr einfach zu beschreiben. Der Angriff ist wirkungslos geblieben, die Revolte wurde niedergeschlagen und die Kräfte des Angreifers sind erheblich geschwächt worden. Der Eindringling wurde unter großen Verlusten zurückgeworfen. Das ist der Wendepunkt der »unterirdischen« Geschehnisse. Der zurückgeschlagene Angriff läßt das Ich nicht in derselben Lage wie vorher zurück. Er hat die Offensivkraft des Ichs geschwächt. Aber der kurze, heftige

oder lange, erbitterte Kampf hat auch die Fähigkeit des Ichs, sich zu verteidigen, geschwächt. Und in diesem Augenblick beginnt der Gegenangriff. Das ist eine kritische Stunde in der Geschichte einer Seele - und eine, in der für das Individuum und seine emotionale Entwicklung Geschichte gemacht wird. Die große Gegenoffensive schreitet rasch vorwärts. Die zurückweichenden Streitkräfte des Ichs werden verfolgt und durch den Gegenstoß vernichtend geschlagen. Lassen wir den bildhaften Vergleich: Auf das Unvermögen der feindseligen und aggressiven Tendenzen, ihr Ziel zu erreichen, folgt eine Reaktion und Überreaktion der Zärtlichkeit und Sehnsucht nach dem Objekt. Das Pendel schwingt nun weit in der entgegengesetzten Richtung aus. Die Revolte gegen den Eindringling, der Versuch, sich von den feinen Ketten zu befreien, die einen gefangenhielten, ist fehlgeschlagen, und die Liebe hat gesiegt. Das Bild des Objekts beherrscht nun, strahlender als je zuvor, das Gefühlsleben. Das dunkle, verlockende Bild, das in Herz und Sinn in den Hintergrund gedrängt worden war, steht nun im vollen Licht. Es wird zur Besessenheit, und die Gedanken des Liebenden sind nicht nur mit ihm beschäftigt, wenn das Objekt anwesend ist, sondern ebenso und noch mehr in seiner Abwesenheit. Nichts_kann_den Liebenden mehr aufhalten, und es gibt keine Furcht und kein Zögern mehr. Eine Kraft, die stärker ist als sein bewußter Wille, treibt ihn vorwärts und läßt ihn die Nähe der geliebten Person suchen. Ihre Befangenheit macht ihn kühn, ihre Zurückhaltung fordert ihn zur Eroberung heraus. Die Welle der Rebellion, die aus verborgenen Quellen hervorbrach, geht unter in dem überwältigenden Sog. Die Reaktion gegen das Aufsteigen unbewußter Feindseligkeit siegt. Jeder Widerstand wird beiseitegefegt. Ein vollständiger Umschwung mit allen Anzeichen einer Läuterung findet statt, eine Erhebung mit dem Charakter einer Katalyse. Die Zuneigung, die aus einer so starken Reaktion entsteht, wird durch den Widerhall nur noch stärker.

Die Auffassung, daß Liebe das Ergebnis einer Gegenreaktion auf das Wirken von verdrängtem Neid und verdrängter Feindseligkeit ist, ist allen geläufigen Vorstellungen der Psychologie so fern, daß es schwierig ist, sie in den präzisen Ausdrücken der Sprache der Psychologie zu formulieren. Nicht Zweifel oder Mangel an Mut läßt uns zögern, sondern eben der Umstand, daß diese Auffassung nie zuvor formuliert wurde. Zwei Schlüsse können wir immerhin ziehen, die meiner Ansicht nach unausweichlich sind:

1. *Liebe entsteht nicht aus dem Geschlechtstrieb, sondern gehört in das Reich der Ichtriebe.*
2. *Liebe ist ihrer wesentlichen Natur nach eine emotionale Reaktionsbildung auf Neid, Besitzgier und Feindseligkeit.*

Diese Charakterisierung gilt für alle Arten von Liebe, Verliebtheit und Leidenschaft, Zärtlichkeit für die Ehefrau, freundschaftliche und liebevolle Gefühle für den Nächsten. All das gründet sich auf die Überwindung des Neides und des Wunsches zu herrschen, der Feindseligkeit und der Eifersucht. Wir verstehen, daß der Akzent auf dem Triumph über diese unbewußten Emotionen liegen muß, auf der Intensität der Gegenreaktion auf sie oder der Endgültigkeit des Sieges der entgegengesetzten Gefühle.

Rückblickend fragen wir uns, wie wir das so lange übersehen konnten. Was sonst könnte die Liebe sein? Man braucht nur den Charakter der Liebe und ihre am stärksten ausgeprägten Merkmale zu betrachten. Sie sind alle Ausdruck des Gegenteils von Neid, Feindseligkeit und Zerstörungsdrang. Echte Liebe kennt keinen Neid. Sie freut sich am Glück, an den Leistungen und den guten Eigenschaften des Liebesobjekts. Liebe ist nicht feindselig, sondern der höchste Ausdruck der Zärtlichkeit. Die Kennzeichen der Reaktion sind so deutlich und sie rücken so sehr in den Vordergrund, daß wir uns nicht einmal vorzustellen vermögen, wie es anders sein könnte. Der Sieg ist so triumphal, daß es nie einen Kampf gegeben zu haben scheint. Die Herrschaft der Liebe ist so unangefochten und unanfechtbar, daß niemand glauben kann, daß sie einem Gegner abgerungen wurde.

Wir kennen viele ähnliche Reaktionsbildungen in der Psychologie und Psychopathologie. Oft wird eine starke Emotion nicht durch einen ausgeglichenen Zustand ersetzt, sondern sie schlägt in eine noch stärkere, entgegengesetzte Emotion um. Es scheint, daß während der Aktion gesammelte weitere Verstärkungen die kommende Reaktion verschärfen und daß der Gegenschlag heftiger wird als der ursprüngliche. So verwandelt sich oft eine Regung grausamer Befriedigung in Mitleid und Mitgefühl. Eine Depression wird durch eine manische Stimmung überwunden. Die Liebe selbst zeigt im Bereich der normalen Psychologie alle Anzeichen einer solchen manischen Verfassung. Sie ist in den menschlichen Emotionen die wichtigste Reaktionsbildung, die wir kennen.

»Ich liebe dich« bedeutet daher nicht »Ich hasse dich nicht«, sondern »Ich habe alle meine feindseligen Emotionen und Herrschaftsgelüste in Zärtlichkeit für dich verwandelt«. Araber und Israeli grüßen einander mit dem Wort Salaam, beziehungsweise Schalom, was soviel wie »Friede« bedeutet. Es ist heute Ausdruck der Freundschaft und des guten Willens, war aber ursprünglich die Versicherung, daß der Sprechende keine aggressiven und feindseligen Absichten hatte.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das, was heute nur ein unbewußter Prozeß ist, einmal bewußt erlebt wurde - in den prähistorischen Zeiten, in denen durch die Jahrtausende hindurch die Liebe in der Gesellschaft entstand und Gestalt annahm. Was sich heute im Bereich der menschlichen Emotionen abspielt, war vielleicht einmal eine Aufeinanderfolge von Geschehnissen, eine Auseinandersetzung, in der Wille gegen Wille stand, ein Wettstreit, auf den Zuneigung folgte. Es gibt noch Spuren einer solchen Entwicklung. Viele tiefe und dauerhafte Freundschaften in den alten Sagen werden zwischen Rittern erst geschlossen, nachdem sie zuvor einen erbitterten Zweikampf ausgetragen haben. Noch heute klingt am Beginn so mancher Freundschaft zwischen jungen Männern ein Echo dieser früheren Bräuche nach. Und geht nicht oft auch der Liebe zwischen den Geschlechtern eine Auseinandersetzung voraus? Wollte Isolde nicht Tristan töten? Die Szene, in der sie das Schwert zieht und es, überwältigt von der dunklen Gegenwelle, fallenlassen muß, wirkt auf uns wie eine bildliche Darstellung dieser Konflikte; die in uns allen vorhanden sind, aber nicht an die Oberfläche des Bewußtseins dringen. Bevor sie Zärtlichkeit und Zuneigung Platz machen, herrschen aggressive und mörderische Wünsche und Regungen gegen das geliebte und gehaßte Objekt. Wir sind hier an der geheimsten Stelle in den unterirdischen Bereichen angekommen. Wir finden ein Skelett im Schrank des Gewölbes, und es ist die Leiche des Partners. Das unvergleichliche Wunder, das romantische Liebe vollbringt, ist, daß sie diese Leiche nicht nur wieder zum Leben erweckt, sondern zu einem verklärten, strahlenden Leben, das es zuvor nicht gegeben hatte.

7

Es kann nicht unsere Aufgabe sein zu beschreiben, wie man sich fühlt, wenn man liebt. Dieses Thema müssen wir den Liebenden und den Dichtern überlassen. Wir können nicht die wunderbare Veränderung schildern, die mit dem Erscheinen der Liebe in einem Menschen vor sich geht. Wir können nur versuchen zu verstehen, warum sie zustandekam, und sie in psychologische Begriffe zu kleiden. Unsere Neugier möchte wissen, was da geschah und was aus den emotionalen Tendenzen wurde, denen wir zuvor begegneten. Wie verändert der neue Zustand das, Ich? Was wurde aus der anfänglichen Unzufriedenheit mit sich selbst, aus dem Unbehagen oder der Verstimmung? Wo ist nun das Phantom des Idealichs? Wo sind der Neid und die Eifersucht geblieben, diese starken Strebungen des Ichs? Bestehen Besitzgier und Feindseligkeit unter dem neuen Regime weiter? Hat die Liebe wirklich alles besiegt, oder gibt es nicht doch noch eine Unterströmung? Wir wissen, daß eine große Reaktion

all diese Emotionen hinweggefegt, daß eine Flut sie fortgeschwemmt hat. Sie sind verschwunden. Aber heißt das, daß sie nicht mehr da sind oder daß sie sich nicht mehr offen zeigen?

[...]

Nicht nur die Liebenden, alle Dinge werden durch die Leidenschaft umgeformt. Alle werden bezaubernd, weil er oder sie unter einem Zauber steht. Nicht nur wer liebt, sondern die ganze Welt liebt einen Liebenden. Seine Empfindsamkeit ist geschärft, und er hat das Gefühl, daß ihm eine neue Welt eröffnet wurde, von der er noch nichts gesehen und gehört hat. Nichts ist dann trivial und schal. Alles ist neu für ihn, und die Natur selbst trägt den einzigartigen Stempel seiner Leidenschaft. Er fühlte sich so lange als Fremder in dieser Welt, und nun fühlt er sich in ihr zu Hause. Er entdeckt sie neu. Was er hört und sieht, nimmt eine neue Bedeutung an oder gewinnt eine alte zurück, die lange verloren war. Alles scheint ihm freundlich zuzunicken und ihn zu erkennen. Alle Menschen erscheinen ihm liebenswert, weil er liebt. Die Welt entfaltet sich vor ihm. Er fühlt sich als Eingeweihter und empfindet überströmende Zuneigung zu allem, was lebt.

[...]

Zeit und Ort gewinnen eine neue Bedeutung, so als borgten sie diese vom Liebesobjekt und von ihm allein. Es sieht so aus, als änderten sich unsere Vorstellungen von Zeit und Ort mit der neuen Ich-Einstellung. Der Zeitsinn wird von der An- oder Abwesenheit des Objekts beherrscht.

Wir sagten schon, daß das Ichideal in dem geliebten Menschen erfüllt wird. Aber der Drang zur Selbsterfüllung ist nicht tot, er ist nur abgestumpft. Die Unzufriedenheit, die Ängstlichkeit und das Mißvergnügen an sich selbst sind verschwunden. Der Liebende hat eine neue Würde gewonnen. Besitzenwollen und Gier wurden aufgegeben, aber ein Teil dieser Emotionen hat sein Ziel auf einem Umweg erreicht. Die Liebe selbst ist eine Mischung von Zärtlichkeit und Beherrschung, von Hingabe an das Objekt und Besitzergreifen.

Was wird aus Neid und Eifersucht? Als in der emotionalen Reaktionsbewegung die Flut einsetzte, schwemmte sie diese Regungen in einer Woge der Zärtlichkeit hinweg. Sie fallen ebenso sehr durch ihre Abwesenheit auf wie die entgegengesetzten Neigungen durch ihre Anwesenheit und Vorherrschaft. Das letzte Überbleibsel des Besitzsinnes drückt sich manchmal in dem Unwillen aus, die Gesellschaft des Liebesobjekts mit anderen zu teilen. Der tiefe, starke Zwang des Neides machte dem Wunsch Platz zu geben und sich der Gaben und Leistungen des Partners, des zweiten und besseren Ichs, zu erfreuen. Man kann nicht auf sich selbst neidisch sein. Wenn man zuvor dem anderen die

Privilegien oder Vorzüge mißgönnte, freut man sich nun an seiner Freude. Das Objekt hat einen zuvor erregt, nun macht es einen froh. Zuvor war man schweigsam, nun ist man gesprächig. Nun ist man nicht nur an ihrem (oder seinem) Wesen interessiert, sondern an ihrem (seinem) Wohlbefinden. Anstatt eifersüchtig auf die überlegenen Eigenschaften des anderen zu sein, ist man stolz auf sie, als wären es die eigenen. Man empfindet sie als die eigenen.

Man hört oft, die Vollkommenheit der Liebe liege darin, daß sie so »selbstlos« sei. Darüber läßt sich streiten, aber die Frage sollte nicht dialektisch diskutiert werden, sondern aufgrund psychologischer Untersuchungen. Der Prüfstein der Liebe ist nicht die völlige Anwesenheit von Feindseligkeit und Grausamkeit, sondern von Neid und Gier. Es ist kein entscheidendes Kriterium, wenn man über das Leiden eines Menschen, der einem nahesteht, bekümmert ist. Es gibt auch Kummer und Schmerz im Mitleid, und Mitleid ist nicht Liebe. Wir können diese Emotionen für Menschen aufbringen, die uns nichts bedeuten. Meiner Meinung nach ist die Liebe auf ihrer höchsten und leidenschaftlichsten Ebene ganz und gar selbstsüchtig, solange man den anderen als einen Teil seiner selbst empfindet. Ich fühle nicht altruistisch, wenn ich mich über die Freude eines geliebten Menschen freue. Das ist dieselbe Freude, die ich empfinde, wenn ich mir vorstelle, daß ich jemandem, der mir lieb ist, eine Freude mache. Werde ich daran gehindert, meiner Partnerin Freude zu geben, so ist es, als würde die Freude mir vorenthalten. Es stimmt nicht, daß wir stellvertretend Freude empfinden. Wir genießen sie direkt selbst, aber dieses Selbst ist ein anderes geworden; es hat den anderen Menschen in sich aufgenommen. Während unser primitiver Wunsch darauf gerichtet ist, zu nehmen, was ein anderer hat und was wir begehren, kennt die leidenschaftliche Liebe nur den Wunsch zu geben und zu geben. Ein unstillbarer Durst danach bringt das Wunder zustande, daß Geben seliger ist denn Nehmen. Die Sorge um das Glück des anderen ist unser Glück geworden. Wer könnte mehr verlangen?

[...]

Wer haßt, ist wütend, weil er nicht nehmen kann, weil er dem anderen nicht entreißen kann, was er haben möchte. Wer liebt, ist dankbar, wenn er geben darf. Wir sind hier bei dem eigentlichen Kriterium tiefer Liebe angekommen. Ich überlasse einem anderen Menschen nicht nur etwas, was ich selbst haben möchte, sondern es macht mir mehr Freude, daß er (oder sie) es besitzt, als wenn ich es selbst hätte. Der negative Beweis ist leicht erbracht. Wenn mir etwas ohne sie weniger Freude macht, so kommt das daher, daß sie und ich es nicht gleichzeitig haben. Mein Vergnügen wird durch das Bedauern darüber gemindert, daß sie nicht da ist, um mit mir dieselbe Musik, dasselbe Schau-

spiel zu genießen. Es wäre nicht korrekt zu sagen, daß ich das Vergnügen mit der Geliebten teilen möchte, denn das würde voraussetzen, daß jeder von uns einen Teil davon besitzt, was eine Trennung und Aufteilung bedeutet. Ich teile die Freude nicht mit ihr, sondern ich empfinde ihre Freude als meine eigene. Die Psychologie der Liebe macht sogar die seltsame Tatsache möglich, daß ich mich an etwas, was mich sonst gleichgültig ließe, erfreue, weil sich das geliebte Wesen daran erfreut. Der Unterschied ist in diesen Fällen leicht zu spüren. Sie gehen mit Ihren Kindern in ein Kasperltheater, das kindisch oder dumm ist, aber das wird Ihnen gar nicht bewußt. Es gefällt Ihnen, weil es den Kindern gefällt. Sie hören sie über die Witze lachen und, empfinden Zärtlichkeit für sie.

[...]

Bewußter Neid scheint das Gefühl zu sein, das mit Liebe oder tiefer Zuneigung völlig unvereinbar ist, was meiner Meinung nach höchst bedeutsam für deren Natur und Ursprung ist. Hier hat die Gegenbewegung oder Reaktion ihren Gipfel in einer Art von Umkehr der ursprünglichen Tendenzen erreicht, die abgelehnt wurden. Der Liebende ist dankbar dafür, daß er geben darf. Er dankt der Geliebten für die Annahme seiner Gaben. Geben bedeutet zugleich nehmen und geben. Daher ist auch der Gedanke des Opfers dem Geist der innigsten Liebe fremd. Ein Opfer bringen bedeutet, einem anderen etwas geben, obwohl man es selbst schätzt. Die reinste Liebe schätzt etwas nur insofern, als es zum Besitz des geliebten Menschen werden kann. Die Figur des sich opfernden oder in den Hintergrund tretenden Liebenden ist daher ein Widerspruch in sich selbst, wenn wir die höchsten Maßstäbe an die Liebe anlegen. Eine Tat, die als Opfer empfunden wird, bedeutet nicht wahre Liebe. Wenn der Liebende in dem, was er für die Geliebte tut, ein Opfer und ein Verdienst sieht, ist das Gold schon mit weniger edlen Metallen verfälscht. Aber eine solche Legierung ist vielleicht für den täglichen Gebrauch ebenso nötig und unvermeidlich wie für Goldschmuck in Form von Ringen oder Armbändern.

Die Feindseligkeit ging in Zärtlichkeit über, aber ein Teil bleibt unversehrt erhalten. Dinge wie Streit unter Liebenden oder der rasche Übergang von Zärtlichkeit zu Heftigkeit gehören in diesen Bereich. Nicht das Fehlen von Feindseligkeit, sondern die Abwesenheit von Neid entscheidet, wie tief man liebt.

[...]

8

Man sagt, daß man die Qualität eines Puddings nicht beim Essen erkennt, sondern erst einige Stunden später. Die Zeit wird zeigen, ob es Liebe oder nur eine vorübergehende Verliebtheit war. Die Zeit wird aber auch zeigen, was

wahre Liebe ist. Und warum sollte sich die Liebe nicht ändern in einer Welt, in der sich alles ändert und in der Leben ohne Veränderung unmöglich ist? Die Idee der Dauer, der Unveränderlichkeit des Charakters ist auch im Bereich der Liebe reine Phantasie. Bei der Beurteilung dieses Gefühls, das eine der Hauptquellen menschlichen Glücks ist, sollte man seine Macht und seine Grenzen erkennen. Dabei darf man - aber seinen Wert nicht von seiner Dauer abhängig machen. Die Zeit, die es dauert, ist nicht sein Kriterium.

[...]

Im Gegensatz zu anderen Psychologen ging ich bei meinen Untersuchungen nicht vom Wesen der Liebe aus, sondern von dem, was vor ihr kommt. Ich hoffte, ihr Wesen transparent zu machen, indem ich beschrieb, woher sie stammt. Bei meiner Schilderung der vorausgehenden Phasen zeigte ich den Boden, in dem ihr Same aufging, das stille Leben des aufwärts drängenden Sprosses, den Kampf, gegen den Widerstand der dunklen Erde ans Licht zu gelangen, und das Knospen und Erblühen der Liebe. Im Gegensatz zum Blühen muß man das Welken sehen. Die Art, wie sie welkt, sagt uns ebensoviel über diese kostbare Blume, wie wir aus dem Studium ihrer frühesten Phasen erfuhren. Was der Liebe widerspricht, führt zu ihrem Verfall und wirft ein Licht auf ihren Ursprung. Die Art, wie sie welkt und schrumpft, zeigt in umgekehrter Reihenfolge, wie sie begann und ihre Blüte erreichte. Ihr Ende liegt in ihrem Anfang.

Im Rahmen dieser Auffassung erschien die Liebe als eine große emotionale Reaktionsbildung. Die Zuneigung erreichte ihr Ziel nach einem heftigen inneren Kampf, aus dem sie über einen mächtigen Gegner triumphierend hervorging. Es gab ein regelrechtes Handgemenge, bei dem eine Zeitlang Freund und Feind schwer auseinanderzuhalten waren. Der Gegner wurde geschlagen, aber er kapitulierte nie wirklich. Es wäre trivial zu sagen, daß Liebe kein statischer Zustand ist, aber es ist wichtig, sich vor Augen zu führen, daß die Liebe die Vorherrschaft gegen einen hartnäckigen Widerstand gewann und immer noch gegen plötzliche Angriffe ihres alten Feindes verteidigt werden muß. Wenn die Liebe stirbt, erliegt sie der zunehmenden Stärke dieser Angriffe von innen her. Der Liebende geht denselben Weg hinunter, den er heraufkam. Das Ende kann ein langer, trauriger Prozeß des Niedergangs und des Zerfalls sein: Es kann relativ schmerzlos sein oder Kummer und Qualen mit sich bringen. Es ist manchmal ein ebensolcher Kampf wie der anfängliche, aus dem die Liebe siegreich hervorging, ein Kampf, bei dem der ganze Mensch einen großen inneren Aufruhr erlebt und außer Fassung gerät. Es ist grausam gegenüber dem anderen, wenn der Prozeß der Loslösung mitleidlos vollzogen, und manchmal

noch grausamer, wenn er voll Mitleid geplant wird. Die alten Bakterien sind wieder virulent geworden. Sie befallen das Material der Liebe, das sie zersetzen und zerstören.

Wir haben das Bild einer rückläufigen Entwicklung vor uns und finden die Bestätigung eines psychologischen Gesetzes, das ich so formuliere: Alle emotionalen Zustände neigen dazu, auf dem Weg ihrer Entwicklung zu ihrem Ursprung zurückzukehren. Der Beobachter kann erkennen, daß die Rückwärtsbewegung dieselben Phasen durchläuft, die er zuvor in der anderen Richtung gesehen hat. Manchmal scheint es so, als würde die eine oder andere Etappe übersprungen, aber dieser falsche Eindruck entsteht dadurch, daß der ganze Prozeß, der eine, bemerkenswerte Geschwindigkeit hat, unbewußt verläuft.

Die meisten Menschen neigen dazu zu denken, daß der Liebende eine Enttäuschung oder Ernüchterung in bezug auf das Objekt erlebt und plötzlich entdeckt, daß er und sie nicht gut zusammenpassen. Er wurde sozusagen rasch reich und ist nun mit einemal verarmt. Aber selbst wenn es zuträfe, daß das Liebesobjekt an den veränderten Gefühlen schuld ist, kann dies nicht der einzige Faktor sein. Das wäre eine zu grobe Vereinfachung des Sachverhalts. In vielen Fällen ändert sich das Liebesobjekt nicht wesentlich, aber die Augen, die es betrachten, sehen neue, unangenehme Züge, oder sie sehen die alten nicht mehr, die reizend und einnehmend waren. Manchmal läßt sich beweisen, daß dieselben Eigenschaften, die einmal als anziehend empfunden wurden, nun widerwärtig, ja geradezu abstoßend wirken. Das Objekt braucht sich dabei nicht wirklich verändert zu haben. Sein Bild hat sich verändert. Was hat den Zauber gebrochen?

Dieses Bild war einmal so stark, daß wir entweder blind für die Fehler des anderen waren oder sie als beinahe unerheblich betrachteten. Außerdem sahen wir so viele überragende Eigenschaften, daß sie die kleinen Fehler und Schwächen bei weitem aufwogen. Der Liebende war zuvor nicht kritisch. Er wollte das Objekt nicht ummodellern, selbst wenn er seine Schwächen sah, denn die Liebe in ihrer Blüte wünscht an dem geliebten Menschen nichts zu ändern. Er ignorierte die kleinen Unvollkommenheiten oder betrachtete sie als nebensächlich. Mit einem Idealbild vor Augen schmückte er seine Geliebte mit lauter guten Eigenschaften aus - und dann hat er unversehens ein ganz anderes Bild vor sich. Die Entwicklung geht rasch, beinahe unmerklich, oder in großen Sprüngen vor sich. Nun nimmt er an jeder Kleinigkeit Anstoß und rügt jeden kleinen Fehler. Ist er vom Objekt enttäuscht, das sich als Mensch und nicht als Gottheit entpuppt? Gewiß, aber das ist nicht alles. Er wird auf den Boden der Wirklichkeit zurückgebracht. Aber was geschieht mit dem Bild, dem idealen,

besseren Ich? Es-gibt- zwei Möglichkeiten, zwischen denen unterschieden werden muß. Die erste ist die Trennung zwischen dem Bild und der tatsächlichen Persönlichkeit des geliebten Menschen. Die zweite ist der Ersatz des einen Bildes durch ein anderes Bild.

In den frühesten Phasen am Beginn der Liebe mußte die Vorstellung vom wirklichen Objekt gegen das Bild ankämpfen, das schon vorhanden war, bevor der geliebte Mensch erschien. Die Folge davon war, daß das Bild des wirklichen Menschen durch die Phantasie verändert und in Übereinstimmung mit dem schon vorhandenen Bild umgemodelt wurde, bis sich die beiden deckten. Nun geht der umgekehrte Prozeß vor sich. Die Vorstellung vom tatsächlichen Objekt, die Erkenntnis, was er oder sie tatsächlich ist, beginnt sich langsam oder plötzlich vom Bild zu lösen. Sie steht nun neben der vorausgegangenen Idealisierung und wird bald einen schmerzlichen Kontrast bilden. Die Frau, wie man sie jetzt sieht, ist nicht mehr identisch mit dem Bild, das man vorher von ihr hatte. Das bedeutet aber nicht notwendigerweise, daß sie sich wirklich stark verändert hat. Solange das ursprüngliche Bild bestehen bleibt, hält sich die Liebe mit unglaublicher Hartnäckigkeit. Sie gibt ihre innere Position nicht leicht auf. Sie verteidigt sie zäh gegen neue Empfindungen und oft sogar gegen die Vernunft. Der Liebende denkt dann an einen Menschen und spricht mit einem Menschen, der gar nicht mehr da ist. Aber wenn die Trennung der Vorstellung von der Person von ihrem idealisierten Bild endgültig vollzogen ist, gibt es auch keine Liebe mehr.

Der zweite Fall liegt ganz anders, obwohl seine emotionalen Wirkungen ähnlich sind. Er hat mehr mit einer Änderung des Ichs des Liebenden zu tun. Das plötzliche oder langsame Ende einer Zuneigung ist immer das Scheitern einer Mission. Das Ich zog aus, um die Forderungen seines Idealichs zu erfüllen, und alle seine Bemühungen waren auf dieses Ziel gerichtet. Es fand es in der geliebten Person. Sie personifizierte einstweilen das Ideal. Dieses Ideal, oder vielmehr sein Bild, ist jedoch etwas Zerbrechliches. Psychoanalytiker betonen gern, daß das Ideal unerreichbar ist, weil es die Möglichkeiten übersteigt, die einem Sterblichen gegeben sind. Ist es so hoch gesteckt, daß kein Individuum es erreichen kann? So ist es. Es ist nicht mehr menschlich, sondern übermenschlich. Was die Analyse nicht aufzeigen konnte, ist eine andere Seite des Ichideals, eine innere Schwierigkeit, die seine volle Verwirklichung unmöglich macht. Und diese Eigenschaft ist es, die, auf das Objekt übertragen, unvermeidlich zu einer teilweisen oder vollständigen Enttäuschung führt. Das Ideal ist eine unbeständige Mischung aus widersprüchlichen Zügen. Und dieser innere Widerspruch tritt zutage, wenn die Liebe nachläßt.

[...]

Ist das Ende der Liebe wirklich nur die Folge einer Enttäuschung durch die geliebte Person? Es ist oft eher das Ende der Übertragung eines Bildes auf diese Person, die Zurückziehung des Bildes. Dieser Prozeß der Auflösung eines von uns selbst geschaffenen Bildes verbirgt sich oft hinter der Behauptung, der Mensch habe sich geändert. Daneben besteht die Möglichkeit, daß das eine Bild durch ein anderes abgelöst wird und wir die Veränderung nicht bemerken, die in uns und nicht im Objekt stattgefunden hat. Selbstverständlich gibt es genug Fälle, in denen sich die wirklichen Menschen als unbefriedigende Objekte erweisen, und es gibt Fälle, in denen sich der Charakter eines Menschen ändert, aber die Frage bleibt, ob das Ende der Liebe nur auf solche Veränderungen im erwählten Objekt zurückgeht. Vielleicht sind in den meisten Fällen Veränderungen dessen, der wählt, ausschlaggebend.

Liebende fragen sich manchmal, ob die Schuld wirklich bei ihnen liegt, und antworten immer: Nein, die Schuld liegt beim andern. Manchmal ist es besser, sich diese Frage nicht zu stellen, denn dann hört man auch keine Lügen über sich selbst.

[...]

Es besteht die Möglichkeit, daß nicht eine merkliche Veränderung im Objekt das Ende der Liebe verursacht, aber es muß eine Veränderung im Subjekt vor sich gehen. Das ist eine unerläßliche Voraussetzung für die Entwicklung, die wir als »sich entlieben« bezeichnen. Wir sind daher gezwungen, unsere Aufmerksamkeit noch einmal dem Ich zuzuwenden.

Die Liebe war ein Versuch, die Forderungen unseres Idealichs zu erfüllen. Dieser Drang trat an die Stelle des ursprünglichen Strebens nach Selbstvollendung. Das Versagen der romantischen Liebe, ihr Verblässen, ist weitgehend die Folge davon, daß wir bezüglich der Erfüllung dieser Forderung mit Hilfe eines anderen Menschen frustriert werden. Wenn wir für den Augenblick ausschließen, daß das Liebesobjekt tatsächlich enttäuschend war, müssen wir uns wieder mit der emotionalen Situation des Liebenden befassen. Eine Veränderung in ihm hatte, wie wir uns erinnern, die Liebe möglich gemacht, eine Veränderung, die vom Charakter seines Objekts so gut wie völlig unabhängig war. Das Ich war unzufrieden, weil es seinen selbsterdachten idealen Ansprüchen nicht genügen, weil es nicht über seinen eigenen Schatten springen konnte. Der geliebte Mensch trat an die Stelle dieses Idealichs. Das Objekt muß nun alle Erwartungen, Hoffnungen und Forderungen erfüllen, die das Ich nicht selbst zu befriedigen vermochte. Aber dieses Objekt ist eine eigene Persönlichkeit, nicht nur ein Instrument des Wunschdenkens des Liebenden.

Wir lassen hier beiseite, daß der geliebte Mensch seine eigenen Hoffnungen, inneren Forderungen und Schwächen hat. Der Liebende brauchte dringend das Objekt, diesen Ersatz für sein eigenes Ichideal. Alle seine Gedanken und Regungen waren darauf gerichtet, diese eine Frau zu bekommen. Warum konzentrieren sich nun alle seine Wünsche darauf, sie wieder loszuwerden?

Es ist schwer, mit ihr auszukommen. Aber war es nicht auch schwer gewesen, mit sich selbst auszukommen? Er hatte eine schwere Zeit mit ihr durchzustehen. Aber hatte er es zuvor leicht mit sich selbst? Er braucht eine Engelsgeduld, um sich mit ihren Unzulänglichkeiten und Schwächen abzufinden. War er seinen eigenen gegenüber so tolerant? Hier zeigt sich der psychologische Zusammenbruch hoher und widersprüchlicher Ich-Forderungen. Sie wurden verschoben und auf die geliebte Person übertragen, und auf diese Übertragung folgt Unzufriedenheit. Eine Zeitlang schien es, als wäre die Liebe eine Erlösung. Sie versprach und brachte auch eine Aufhebung des Ichs. Der emotionale Konflikt endete, die Unzufriedenheit mit sich selbst verschwand. Doch nun kehrt sie zurück. Sie war nur zusammen mit den eigenen Unvollkommenheiten auf das Objekt verlagert worden. Man ist nun zutiefst unzufrieden und innerlich entzweit mit ihr (oder ihm), wie man es vorher mit sich selbst war. Je höher die Ansprüche sind, die man an sich selbst stellt, desto schwieriger wird es für das Objekt, ihnen zu genügen. In Fällen, in denen kein anderes Ventil gefunden wurde als die Liebe, in denen alle Hoffnungen auf diese eine Karte gesetzt wurden, ist die Zuneigung zum Erlöschen verurteilt, nachdem sie der verwirrten Seele Erlösung versprochen hat. Wenn die idealen Forderungen sehr hoch sind und auf das Liebesobjekt konzentriert werden, kann man keine dauerhafte Erfüllung finden. Die vielen Unglücklichen, die so hohe Ambitionen haben und alle ihre Hoffnungen und ihre ganze emotionale Energie auf die Liebe setzen, fangen sich im Netz ihrer eigenen Phantasie. Diese Träume sind zum Verblässen und Verlöschen verurteilt. Nicht nur ist kein Objekt imstande, sie zu verwirklichen: sie können ihrer eigentlichen Natur nach durch kein äußeres Objekt verwirklicht werden. Die Lösung emotionaler Probleme kann jeder nur in sich selbst finden. Niemand kann sich für immer auf einen Menschen als Ideal konzentrieren. Das ist eine vergebliche Jagd nach einem Phantom, das sich nicht fassen läßt. Der Weg führt notwendigerweise von der Liebe zum Verzicht und zur Resignation.

Die Midas-Hand der Liebe verwandelte alles in Gold. Die Zurückziehung der Liebe macht aus dem Gold wieder Staub. Die Kritik am Objekt ist im weitesten Ausmaß eine auf die andere Person verschobene Selbstkritik, ein Selbsturteil und eine Selbstverurteilung. Und dieses Urteil wird um so härter und unbarm-

herziger ausfallen, je höher die an das eigene Ich gestellten Forderungen und Ansprüche waren. Das mag erstaunlich klingen, aber unsere tägliche psychoanalytische Praxis bestätigt es.

Das Sich-Entlieben bedeutet daher in Wirklichkeit das Erwachen aus einem Traum, aus dem Tagtraum von einem besseren Ich. Das Liebesobjekt stellt nicht mehr das Ideal dar. Das heißt, es wird dem Ichideal nicht gerecht, dessen Stelle es einnahm. Der Gegensatz zwischen dem Bild, das man vom Objekt hatte, und seiner wirklichen Persönlichkeit spiegelt nur den Abgrund zwischen dem Ichideal und dem wirklichen Ich wider. Man verabscheut und haßt im Objekt sich selbst, den Teil von sich selbst, von dem man sich befreien wollte, als man sich verliebte. Joseph de Maistres Bemerkung, daß eine Schlacht nur verloren ist, weil man sie für verloren hält, läßt sich gut auf die Liebe und ihre Folgen anwenden. Man muß allerdings hinzufügen, daß auf diese Weise auch Schlachten gewonnen werden. (Anatole France versicherte, Marschall Joffre habe erst aus den Zeitungen erfahren, daß er die Marneschlacht im Ersten Weltkrieg gewonnen hatte.) Der Sieg wie die Niederlage in der Liebe hängt ganz von uns selbst ab.

Der Wechsel des Ichideals spielt auch eine entscheidende Rolle in den Fällen, in denen jemand eine Zuneigung von einem Objekt ab- und einem anderen zuwendet. Der andere Mensch scheint nun das unbewußte Ichideal besser zu verkörpern als der frühere. Nach der Enttäuschung erkennt er, daß die Liebe eine Illusion war. Wenn er dem guten alten Schema folgte und sein Heil in der Liebe suchte, erkennt er vielleicht jetzt in seiner Enttäuschung, daß er ein heillosen Narr war. Ohne die Glorie-.der Liebe steht das Ich wieder dort, wo es vorher war --Oder beinahe dort. Der Mensch fühlt sich wieder unwürdig. Wieder ist er das Opfer von innerer Zwietracht- und -Depressionen. Er gehört wieder zu den Habenichtsen dieser Welt.

Die Natur hat überall einen Horror vacui, auch in der emotionalen Sphäre. Die Freiheit von Not und Mangel wird auch hier ersehnt. Aber alles, was der Mensch in der Liebe gewonnen hat, oder beinahe alles, ist wieder verloren. Das Gefühl des Einsseins ist wie durch Zauber verschwunden. Jeder lebt wieder in seiner eigenen Welt, aus der der andere ausgeschlossen ist. Der andere ist wieder irgendein Mann oder irgendeine Frau, nicht mehr und manchmal sogar weniger. Die beiden führen ein getrenntes Leben, in dem nicht das Bedürfnis besteht, Erlebnisse miteinander zu teilen. Das Dasein ist wieder traurig, schwierig und freudlos geworden. Selbst während der Zeit der Liebe gab es plötzlich Augenblicke einer unbestimmten Angst und Qual. Die Liebenden fühlten die Unfähigkeit, die Schranken der Individualität, die sie trennten, zu

überschreiten, jene unsichtbare Grenze, die durch ihre verschiedenen Naturen entstand. Ihre Zuneigung hat nicht mehr den Überschwang, die Leidenschaft und Kraft der ersten Zeit. Es hatte zuvor schon Augenblicke gegeben, in denen sie ahnten, daß es keinen Ausweg aus der Einsamkeit des Menschen gibt. Aber nun sind sie davon überzeugt. Ich bin ich, und du bist du, und wir werden getrennt bleiben. Zuletzt erscheint das Objekt als ein Wesen, von dem man nichts weiß und für das man sich nicht mehr interessiert. Zwischen dem einen und dem andern steht eine Mauer. Das Ich ist eine Insel ohne dauerhafte Verbindung mit dem Festland.

9

Das Ende der Liebe beginnt mit dem Auftreten derselben Phasen wie am Anfang, aber in umgekehrter Reihenfolge. Wieder gibt es Gereiztheit und Groll gegenüber dem Objekt, Widerwillen, der sich bis zu unaussprechlichem Abscheu steigern kann. Die im Schwinden begriffene Liebe ist dem Haß näher als der Gleichgültigkeit, und der Haß tritt als Nachspiel auf, so wie er das unbewußte Vorspiel zur Liebe war. Wieder kommt es zur Auflehnung gegen die emotionale Abhängigkeit vom Objekt. Sogar zur Zeit der Liebe gab es plötzliche und rätselhafte Strömungen der Feindseligkeit, aber sie verschwanden wieder rasch wie Wolken, die die Sonne für einige Minuten verdunkeln. Doch nun erscheint der ganze Horizont wieder schwarz wie vor einem Gewitter. Man kann wieder den Versuch beobachten, das Objekt abzuwerten und herabzusetzen, aber nun hat dieser Versuch Erfolg. Man wiederholt in Gedanken die Worte und Handlungen des Objekts, fühlt sich in seinem Stolz verletzt, und die scharfe Kritik, die durch die Liebe verhindert wurde, wird laut. Dinge, die einen zuvor entzückten, machen einen ungeduldig, kleine Cewohnheiten reizen einen. Man möchte den anderen verletzen, ja manchmal sogar das einst so geliebte Gesicht schlagen. Das ist die Wahrheit, und es hat keinen Zweck, die emotionale Situation zu beschönigen oder abzumildern. Grausame und boshafte Gedanken gegen as Objekt kommen auf, der Wunsch nach Rache, die Versuchung, es verächtlich zu behandeln.

Es ist, allgemein gesprochen, bemerkenswert, wie oft und wie hartnäckig in dieser Phase bewußte oder unbewußte Rachephantasien auftreten, so als hätten sie schon lange gewartet, als hätten sie nur so lange gebraucht, um an die Oberfläche zu kommen. Es ist, als ob man grimmig sagte: Jetzt werde ich dich leiden lassen. Die LiJbe ist wieder eine Art von Qual wie am Anfang, aber sie ist keine wonnige Qual mehr. Ein Streit zwischen Liebenden ist nun nichts mehr, was vorübergeht. Er ist ein Glied in einer Kette. Er schmerzt nicht nur,

er reißt immer wieder alte Wunden auf. Nachdem man geliebt hat und nicht mehr liebt, nach vielen Ehejahren ohne Sympathie hat das Bild, das Dante von den Qualen der Verdammten malte, seine Schrecken verloren. Man ist überzeugt, daß man es leicht mit der Hölle aufnehmen könnte. Die Worte und das Schweigen sind wieder voller Spannung. Zuvor gingen die Liebenden ineinander auf. Jetzt sind sie zusammengekettet. Man hört in ihren Gesprächen das Rasseln von Eisen und erkennt, daß die Kette bald nach der einen, bald nach der anderen Seite gezogen wird.

Wenn die Theorie über den Beginn der Liebe eines weiteren Beweises bedurfte, könnte er in diesen Endphasen gefunden werden, in denen die alten Emotionen zurückkehren und die früheren Tendenzen wiedererscheinen. Es gibt jedoch einen wesentlichen Unterschied, der nicht allein durch die Entwicklung und den Verfall der Liebe bedingt ist. Bei den ersten Regungen der Liebe, als der Mensch noch vergeblich versuchte, ihr zu entkommen, waren Neid, Spannung und Groll unbewußt. Nun, wenn die Liebe endet, sind die gleichen Regungen vorhanden, aber sie erreichen in den meisten Fällen die Ebene des Bewußtseins. Man spürt und kennt sie. Zuvor war man nicht gewillt, sie wahrzunehmen, und auch jetzt zögert man, ihre volle Wirkung und Bedeutung anzuerkennen. Aber man kann sie nicht lange verleugnen. Als eine Frau einmal gefragt wurde, ob sie eine andere kenne, antwortete sie: »Ja, vom Wegsehen.« Auf die gleiche Weise wird man sich zuerst dieser Gefühle bewußt: indem man wegsieht.

Der Stoff der Liebe zerfällt in seine verschiedenen Bestandteile wie eine Verbindung, die bei der chemischen Analyse bestimmten Reagenzien ausgesetzt wird. Die Antige-fühle werden nun bewußt den ursprünglichen Gefühlen gegenübergestellt. In der Liebe entdeckte man ständig neue, einnehmende Eigenschaften, und mit jeder Entdeckung nahm die Begeisterung zu. Nun entdeckt man immer neue Schwächen und Fehler, und der Abscheu wird stärker. Zuvor richtete sich das Streben darauf, eine Einheit zu werden, ein Stück. Jetzt möchte man den anderen in Stücke reißen. Die Engelsgeduld in der Liebe steht im Gegensatz zur schroffen Ungeduld, wenn sie endet. Das Leben war voller Farbe, jetzt ist es wieder grau und trostlos. Man fühlte sich bedeutend und kommt sich nun unbedeutend vor. Die persönliche Unsicherheit ist wieder da. Je größer zuerst der Erfolg war, desto verheerender ist nun die Niederlage. Die große Enttäuschung zeigt, daß die Liebe ein falscher Reichtum des Ichs war, der nun dahin ist. Sein Verschwinden läßt das Ich in Elend und Verzweiflung zurück.

Während die Liebe nachläßt, nimmt wie am Anfang die Spannung zu. Wenn es keine Spannung mehr gibt, ist die Liebe tot'. Das letzte, was man empfindet, ist Neid. Der Liebende versteht, daß er für seine Zuneigung einen Preis zu zahlen hat, daß das Objekt eine Art Tribut zu fordern scheint. Und dann tritt in der Beziehung eine Art von Geiz in Erscheinung. Der Mann gönnt seiner einstigen Geliebten die Zeit und die Aufmerksamkeit nicht mehr, die er ihr widmet, ja nicht einmal das Geld, das er für sie ausgibt. Er vergleicht ihre Vergnügungen mit seinen eigenen, fühlt sich gekränkt, wenn sie ihr Leben genießt, ärgert sich, wenn sie beliebt ist, und nimmt ihr die Freizeit übel, während er arbeiten muß. Neid ist das letzte Stadium vor der Gleichgültigkeit. Wenn man diese letzten Stadien mit den ersten vergleicht, erkennt man, daß sie einander entsprechen, nur ist alles auf den Kopf gestellt. Was unten war, ist nun oben. Aber das Ende der Liebe liegt in ihrem Anfang.

Es scheint daher so, als gäbe es eine unvermeidliche rhythmische Bewegung, die mit der Unzufriedenheit mit sich selbst, mit dem Erstaunen über das Objekt, mit Bewunderung, Neid und Feindseligkeit beginnt, was alles zu der starken Reaktionsbildung der Liebe führt, auf die wiederum eine Gegenbewegung folgt, die denselben Weg in der umgekehrten Richtung zurückgeht. Wir müssen uns wohl oder übel diesem Zyklus unterwerfen. Wer dagegen aufbegehrt und sich weigert zu lieben, glaubt, er sei damit dem Übel ausgewichen. Aber der Ärmste meidet das Schlimme und verfällt nur dem noch Schlimmeren. Denn letzten Endes ist es besser, geliebt und verloren, als nie geliebt zu haben.

10

Die hier skizzierten Entwicklungen werden unterschiedlich empfunden und aufgenommen, je nachdem, ob man zu dem betreffenden Zeitpunkt jung oder alt ist. Wie schutzlos und verwundbar ist die Jugend in der Liebe! Wenn sie endet, glaubt der junge Mensch, der Himmel stürze ein. Ein älterer Mann sieht oft voraus, wie sie beginnen und enden wird. Während er noch schmeckt, wie süß der Wein ist, weiß er, welche Bitterkeit ihn auf dem Boden des Bechers erwartet. Als junger Mann konnte er zutiefst und auf transzendente Weise glücklich sein. Als älterer Mann erlebt er nicht mehr dieses alles verzehrende Glück in der Liebe, aber der Drang und die Sehnsucht bleiben.

Die Unterschiede sind keine Verschiedenheiten im wesentlichen Charakter der Liebe, sondern sie zeigen sich in den Proportionen der zugrunde liegenden Emotionen. Bewunderung und Neid, Feindseligkeit und Besitzgier findet

man bei jungen wie bei alten Menschen, aber sie unterscheiden sich in ihrer Intensität und in der Stärke der Reaktionen, die sie auslösen. Alte Menschen erreichen oft eine Tiefe der Zuneigung, in der auch die deutlich erkannten Schwächen und Unzulänglichkeiten des anderen zärtlich beobachtet und geliebt werden. Wir alle müssen Lehrgeld zahlen, wenn wir lieben, aber später im Leben erkennen wir vielleicht besser, wie schwierig es ist. Die Jugend, die so viel Zeit hat, ist ungeduldig. Wenn man älter wird und reif genug ist, um geduldig zu sein, steht einem nicht mehr so viel Zeit zur Verfügung.

Was hier kurz geschildert wurde, ist nicht das unvermeidliche Ende der Liebe, es ist nur das Ende der Romanze. Es gibt Verwandlungen der leidenschaftlichen Liebe, die in dieser Beschreibung nicht berücksichtigt wurden. Auf die Liebe muß nicht dieses Ende folgen: Es kann ein Nachglühen geben. Die Entwicklung muß nicht den ganzen Weg zurückgehen. Eine neue Art von Gemeinsamkeit, die keine Romanze, aber ebenso wertvoll ist, kann in Form von innerer Ruhe und Harmonie entstehen. Obwohl die Idealisierung und die Leidenschaft vorüber sind, ist die Atmosphäre klar und heiter. Aus dem Liebhaber ist ein Freund geworden. An die Stelle der stürmischen Liebe ist der Frieden einer zärtlichen Zuneigung getreten. Der Nachsommer der Liebe ist sanft und mild. Es gibt eine gegenseitige Identifikation und gemeinsame Erlebnisse, Freuden und Kümernisse, die zwei Menschen enger verbinden, als es die romantische Liebe je vermochte. Ja sogar über den Abgrund der Feindseligkeit gibt es manchmal eine schmale Brücke zu einer neuen Beziehung. Der schlimmste Feind der Liebe ist nicht die Feindseligkeit, sondern die Gleichgültigkeit, die einer gegenüber dem andern empfindet. Wenn Schweigen und Gleichgültigkeit in das Leben eines Liebespaares getreten sind und die beiden sich fragen, wo die Liebe geblieben ist, gleicht ihre Lage der eines Mannes, der sein Geld in einen Safe gelegt und die Kombination des Schlosses vergessen hat.

Der Frühling mit seinen Wundern kann nicht ewig dauern. Eine Romanze ist nicht dasselbe wie Liebe. Zuneigung und Zärtlichkeit können ohne Romantik existieren und wirken. Die Liebe kann die Leidenschaft überdauern. Sie braucht nicht zu sterben. Sie kann am Leben bleiben, aber nur, wenn sie ihr Wesen ändert oder vielmehr, wenn sie ihr wirkliches Wesen gewinnt. Es ist nicht nötig, den geliebten Menschen zu idealisieren. Es ist nicht nötig, ihn auf ein Piedestal zu stellen. Die Romantik kann und wird vergehen, aber etwas anderes kann bleiben. Unlängst sah ich in einer Illustrierten ein kleines Bild

von vielen Liebespaaren an einem Strand. Zwei Mädchen saßen für sich allein abseits von den anderen, und die eine sagte nachdenklich zu ihrer Freundin: »Meiner Erfahrung nach ist es wichtiger als Liebe, daß du den Burschen wirklich magst.« Das klingt komisch, ist aber voll von einer Weisheit, die nicht aus dem Hirn, sondern aus dem Herzen kommt.



Informationen zum Autor S. 118